

Tages Woche

Freitag 16.1.2015 5. Jahrgang

5.-

Nr. 3
www.tageswoche.ch
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61



Erasmus

Studieren im Ausland ist
schwieriger geworden.
Aber wer will, der kann.

Seite
6

Tino Krattiger bringt
Leben in die verkehrs-
beruhigte Rheingasse.

Seite
16

EIN MANN STUHLT RAUS

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

ANZEIGE

Meine Weiterbildung
Weil's funktioniert.



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.

**REISSEN SIE IHRE FENSTER NICHT
HERAUS, WIR SANIEREN SIE!**

UMWELTSCHONEND
ENERGIESPAREND (CA. 25%)
LÄRMDÄMMEND (CA. 50%)
KOSTENBEWUSST

**(MONTAGE VOR ORT
IM MONTAGEWAGEN)**

F+T FENSTERABDICHTUNG GMBH
EPTINGERSTRASSE 48
CH-4132 MUTTENZ
TEL. 061 763 04 70
WWW.FENSTERABDICHTUNG.CH

 **SPEZIALIST FÜR IHRE
FENSTERABDICHTUNG**

INHALT



Erasmus FOTO: KEYSTONE

Nach dem 9. Februar 2014 drohte das Ende studentischer Mobilität. Doch wer will, kann weiter ins Ausland. Gefährdet bleibt aber der Forschungsstandort Schweiz.

Seite 6



Burma FOTO: PETER JÄGGI

Arbeitselefanten sterben oft vorzeitig. Das gefährdet auch wilde Artgenossen.

Seite 34



Slam Poetry FOTO: LIVIO STÜCKLI

Lars Ruppel bringt Pflegepersonal therapeutisches Slammen bei.

Seite 40

Pegida

Wem gehört die Strasse? Pegida ruft «Wir sind das Volk», doch das ist eine Frechheit, auf die zivilisierte Zeitgenossen eine Antwort geben müssen, schreibt Georg Kreis.

Seite 26

Jérôme Thiriet	S. 4
Bestattungen	S. 14
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Dani Winter
Redaktionsleiter

Der Studentenaustausch lebt

Gross war die Empörung unter den Studierenden, aber auch unter den Rektoren und Professoren der Schweizer Universitäten nach der Annahme der Masseneinwanderungs-Initiative am 9. Februar 2014. Ein knappes Jahr später zeigt sich: Ganz so dramatisch wie zunächst befürchtet sind die Auswirkungen nicht.

Wer im Ausland studieren will, kann das immer noch tun, wie unser Wochenthema zeigt. Und wer aus dem Ausland zum Studieren in die Schweiz kommen will, kann dies ebenfalls. Dies, weil die europäischen Hochschulen gut vernetzt sind und weil sie die guten Beziehungen untereinander weiterhin pflegen.

Das sollte nicht über die Konsequenzen hinwegtäuschen, die die Sanktionen gegen die Schweiz bei der Teilnahme von internationalen Forschungsprogrammen haben. Diese treffen die Schweizer Wirtschaft empfindlich, und von der Umsetzung des verheerenden Volksentscheids hängt es ab, wie gravierend die Auswirkungen für die Ausbildung von Kader- und Fachkräften langfristig sein werden. Entsprechend werden die Pläne des Bundesrats mit Spannung erwartet.

Ebenfalls noch nicht ganz klar ist, wie sich die Befreiung der Rheingasse im Kleinbasel vom Autoverkehr auswirken wird. Seit dem 4. Januar ist der Ort als «Begegnungszone» deklariert. Dass sich die Rheingasse tatsächlich zu einer solchen entwickelt, ist das Ziel von Tino Krattiger. Der altgediente Stadtbeleger hat sich zum Ziel gesetzt, der einst so verrufenen Kleinbasler Gasse Dorfplatzcharakter einzuhauchen. Und zwar ohne die Rheingasse zu einer zweiten Steinenvorstadt umzugestalten. Wie der passionierte Velosolex-, Harley- und Range-Rover-Pilot sein Ziel erreichen will, lesen Sie im grossen Interview.

tageswoche.ch/+q2t62

Weiterlesen, S. 6



Erasmus ist tot, es lebe die Mobilität,
tageswoche.ch/
+a1wta

Weiterlesen, S. 16



«Die Rheingasse soll zum Dorfplatz werden»,
tageswoche.ch/
+wf87g

Jérôme Thiriet

von Olivier Joliat

Titel hat Velokurier Jérôme Thiriet schon einige geholt. Die neuste Auszeichnung rührt den neuen Geschäftsführer der Kurierzentrale aber zu Tränen.

Sein halbes Leben schon verdient der 32-jährige Jérôme Thiriet seine tägliche Pasta auf der Strasse und fuhr bei Velokurier-Wettkämpfen diverse Welt-, Europa- und Schweizermeistertitel heim. Bei offiziellen Wahlen zum Sportler des Jahres stand aber meist ein Tennisspieler aus der Region vor dem Kurierszene-Star.

Doch nun hat Thiriet als frisch gekürter Träger des «Markus Cook Award» mit Roger Federer gleichgezogen – zumindest was das Tränenvergiessen bei Ehrungen angeht. «Ich habe definitiv schon besser Fassung bewahrt. Aber von der internationalen Kurierszene für meinen Einsatz gewürdigt zu werden, war schon ein überwältigender Moment», erklärt Thiriet beim Kaffee aus der Kanne ein paar Morgen nach der magischen Nacht.

Thiriet verfiel dem Kurierfahren derart, dass er das Gymi abbrach.

Eigentlich sollte er bei der Weihnachtsfeier der Kurierzentrale nur als neuer Geschäftsführer beklatscht werden. Doch dann wurde ihm unter grossem Gejohle der grösste Kurier-Gral überreicht, eine Art Lifetime-Award für besondere Verdienste von und in der international besten vernetzten und eingeschworenen Kurier-Gemeinschaft. Thiriet ist erst der vierte Europäer, dem der Award in seiner 17-jährigen Geschichte verliehen wurde, und der erste Basler.

«Das gibt mir für meine neue Aufgabe noch einen extra Kick in den Arsch», so Thiriet. Denn Anfang Jahr tauschte er seinen Velosattel gegen den Chefessel des einen Basler Velokurier-Unternehmens. Wobei er weiterhin einmal die Woche auf dem Velo unterwegs ist. Auch im Winter, wenn man salzigen Schneematsch schluckt. Und bevor man nach Feierabend die Füsse unter der Dusche auftauen kann, muss das Velo gereinigt werden, da sich sonst die Salzlake in die Lager frisst. Dabei geht es Thiriet nicht nur um Street Credibility: «Ich muss meinen Fahrern ja am Telefon kompetent erklären, wohin sie liefern müssen



Vom Sattel in den Chefsessel: Jérôme Thiriets ganzes (Berufs-)Leben dreht sich ums Velofahren.

FOTO: NILS FISCH

und auch für den direkten Kundenkontakt ist es wichtig.»

Die unterschiedlichen Jobs in der Firma kennt er mittlerweile alle aus eigener Erfahrung. Angefangen hat er 1999 beim damaligen VeloExpress, als er für seinen älteren Bruder einsprang, der an die Weltmeisterschaften ging. «Ich fuhr irgendein Velo von ihm. Was genau es war, interessierte mich damals noch nicht.»

Rollen statt studieren

Das änderte sich schnell. Zwei Jahre später war Thiriets dem Kurier-Schlachtruf «always deliver never sleep» derart verfallen, dass er das Gymnasium abbrach und nur noch rollte. Auch an Wochenenden bei Rennen in Basel oder in anderen europäischen Städten, ja sogar in den Ferien. «An

die internationalen Meisterschaften hänge ich meist eine Woche an, um die Städte oder das Land im Anschluss noch selbst per Velo zu erkunden. Durch die lokalen Kurier fühlt man sich nicht so als Tourist und findet schnell Anschluss in den Untergrund-Szenen.»

Bei Destinationen wie New York, Tokio oder Guatemala ist es durchaus verständlich, dass man nicht nur zum Wettkampfliefern hin will. Wobei, selbst bei Weltmeisterschaften sind die Rennen nur ein Grund für die Teilnahme. Der gesellschaftliche Austausch bei den After-Parties ist genauso wichtig.

Dieser Gemeinschaftsgeist gefällt Thiriets. Zwar holte er nach ein paar Jahren auf der Strasse eine kaufmännische Ausbildung nach, «da ich im Hinterkopf schon

von meiner eigenen Kurierbude träumte». Doch lernte er dabei auch, dass «die oft steife und sture Privatwirtschaft nicht mein Ding ist.» Nun hat er das Know-how und die Bude, um nach seinen eigenen Vorstellungen zu wirtschaften.

Als Geschäftsführer will er den Gemeinschaftssinn deshalb besonders pflegen und die Kurierzentrale mehr wie eine Pfadi-Abteilung führen. Diese Uniform hat der ehemalige Leiter zwar längst abgelegt. Das Vereinsmeiern kann der gesellige Thiriets jedoch nicht lassen. Und da er mittlerweile immer mehr am Schreibtisch statt im Sattel sitzt, gründete er mit anderen ehemaligen und nimmermüden Kurieren den VC-Peloton. Und so heisst es nach Feierabend: Gümmeln wie Bürogummis.

tageswoche.ch/+8ltp2

×

Ein Jahr nach der MEI-Abstimmung atmen Studenten auf.
Wer im Ausland studieren will, kann das immer noch tun.

ERASMUS IST TOT

DIE MOBILITÄT LEBT

von Jasmin Schraner

Es war vor knapp einem Jahr, als ein paar Hundert Studenten an der symbolischen Beerdigung des Erasmus-Programms vor dem Bundeshaus teilnahmen. Das Programm erleichterte den Studentenaustausch zwischen europäischen Hochschulen und war der Inbegriff für das klassische Auslandssemester eines Schweizer Studierenden.

Bis zur Annahme der Masseneinwanderungs-Initiative (MEI) der SVP. Am 9. Februar 2014 sagte eine knappe Mehrheit der Stimbevölkerung Ja zur MEI, die bis heute noch nicht umgesetzt ist. Doch bereits kurze Zeit nach der Abstimmung schien

klar, wer unter den Folgen des Abstimmungsergebnisses das Protokoll zur Erweiterung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien nicht unterzeichnen konnte, reagierte die EU: Sie stellte die Verhandlungen mit der Schweiz über das Forschungsprogramm «Horizon 2020» sowie das Bildungsprogramm «Erasmus+» ein. Für «Horizon 2020» konnte die Schweiz letzten September zumindest eine Teilassoziiierung erreichen. Beim Erasmus-Programm wird sie seither nicht mehr als Partnerland, sondern als Drittstaat eingestuft. Den sel-

ben Status hatte sie bereits zwischen 1992 und 2011 inne – damals als Folge des Neins zum EWR-Beitritt.

Der Schock nach dem neuerlichen Ausschluss war gross. Über 30 000 Personen unterzeichneten den Online-Appell «not without switzerland» und sprachen sich so für einen «offenen europäischen und internationalen Hochschulraum» aus.

Fast ein Jahr später ziehen die Hochschulen aber eine vorsichtig positive Zwischenbilanz. Das Abstimmungsergebnis bringt entgegen der Erwartungen faktisch kaum einen Studierenden um sein Austauschsemester. Der Bundesrat präsentierte bereits im April eine Übergangslösung,



Begräbnis vor dem Bundeshaus: Studenten-Demo nach der MEI-Abstimmung vor einem knappen Jahr.

FOTOS: KEYSTONE



Es hat noch Platz: Nach dem Erasmus-Aus kommen weniger Austauschstudenten an Schweizer Universitäten.

FOTOS: KEYSTONE

welche die indirekte Teilnahme der Schweiz am Erasmus-Programm ermöglicht. Die Lösung heisst «Swiss European Mobility Programme» (Semp). Anders als mit Erasmus werden die Stipendien nun nicht via die EU in Brüssel ausbezahlt, sondern direkt von Schweizer Seite.

Diese Regelung besteht sicher bis und mit Frühlingsemester 2016. «Die Übergangslösung wird danach vermutlich noch einige Jahre andauern», sagt Gérald Zimmermann, der die Studierendenmobilität der Universität Basel koordiniert. Zimmermann ist die zentrale Schnittstelle für Uni-Studenten, die es ins Ausland zieht.

Einfach war der Weg zur Übergangslösung nicht: Alle bisherigen Verträge mit europäischen Partneruniversitäten wurden unter dem Erasmus-Programm abgeschlossen. «Der administrative Aufwand im vergangenen Jahr war sehr gross; wir mussten alle Verträge neu verhandeln», sagt Zimmermann.

Doch der Aufwand trug Früchte. Für die Mehrheit der Studierenden, die 2014 ein Auslandssemester einlegen wollten, habe man eine Lösung gefunden, so Zimmermann: «Wenn die Studierenden flexibel waren und eine Alternativ-Destination zur Wunsch-Uni akzeptierten, konnten sie problemlos einen Auslandsaufenthalt durchführen.»

So wird es auch 2015 sein. Dank der bilateralen Verträge über das Mobilitätspro-

gramm Semp stehen den Studierenden der Universität Basel wieder rund 200 europäische Partneruniversitäten offen. Die Auswahl ist dennoch nicht zu vergleichen mit früher: «Ein paar attraktive und namhafte Destinationen sind weggefallen, weil die Universitäten die Verträge nicht verlängert haben», sagt Zimmermann.

Namentlich nennen möchte Zimmermann die abgesprungenen Universitäten nicht, nur so viel: Sie liegen in Grossbritannien, Spanien, Frankreich und Italien. In diesen Ländern haben neun Hochschulen die Verträge gekündigt oder nicht erneuert, 19 wollten vorerst aussetzen.

Für europäische Hochschulen ist der akademische Austausch wichtiger als politische Entscheide.

Gesamt-schweizerisch haben im letzten Jahr 3500 Studenten über das Erasmus-Programm einen Auslandsaufenthalt absolviert. Das sind rund 100 mehr als im Vorjahr. Sorgen machten einigen Schweizer Hochschulen derweil die ausbleibenden «Incoming-Studenten», also diejenigen, die eine Schweizer Hochschule für ihr Erasmus-Se-

mester auswählten. Auch an der Universität Basel waren 2014 ein Viertel weniger ausländische Studenten immatrikuliert.

Anders als im Schweizer Schnitt sind die Zahlen bei den «Outgoings» in Basel: «Wir verzeichnen weniger Austausch über Erasmus bei den «Outgoings» sowie «Incomings». Dafür haben sich mehr Studierende für Praktika im Ausland oder Übersee-Angebote entschieden», sagt Zimmermann. 2013 absolvierten 114 Studierende ein Erasmus-Semester, 2014 waren es nur noch deren 95.

Übersee-Angebote werden wichtiger

«Übersee-Angebote gab es schon immer, aber die Universität baut diese jetzt weiter aus», erklärt Zimmermann. Das sei durchaus ein positiver Nebenaspekt des Erasmus-Aus. Die Erweiterung des Übersee-Angebots für Schweizer Studenten ist auch an der nationalen Rektorenkonferenz «swissuniversities» ein Thema, welche im Namen aller Schweizer universitären Hochschulen, Fachhochschulen und Pädagogischen Hochschulen handelt. Ende 2014 verbuchte der noch junge Verein seinen ersten Erfolg: Ein Forschungsvertrag mit den acht besten Hochschulen in Australien.

Antonio Loprieno, Rektor der Universität Basel und Vorstandsmitglied von «swissuniversities», erklärt in einem Artikel der «Schweiz am Sonntag», das Abstim-

Kommentar

Trotz Auslandssemestern für Studenten: Die Schweiz droht den Anschluss an die internationale Forschung zu verlieren.

mungsergebnis vom 9. Februar habe einen entscheidenden Schub für dieses Abkommen gegeben. Dank der neuen Partnerschaft mit Australien werden die Visa-Bestimmungen für Schweizer Studenten gelockert und der Bund hilft mit finanzieller Unterstützung. Ein Auslandssemester in Australien wird damit attraktiver. Weitere aussereuropäische Forschungsabkommen könnten laut der «Schweiz am Sonntag» folgen: Mit Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika wurden bereits Kontakte geknüpft.

Im Gegensatz zur Universität Basel wird bei der Fachhochschule Nordwestschweiz die Mobilität der Studierenden dezentral koordiniert: Jede der neun angegliederten Hochschulen betreut ihre Studierenden separat und unterhält eigene Partnerschaften. Die FHNW konnte deshalb noch keine Gesamtbilanz ziehen, wie sich der 9. Februar auf die Mobilität der gesamten Studentenschaft ausgewirkt hat.

Wer will, der kann

Zumindest für die Pädagogische Hochschule (PH) der FHNW ist aber klar: Der 9. Februar hat keine weitreichenden Konsequenzen. Walter Rohrer koordiniert die Mobilität der Studenten der PH. «Die Folgen des 9. Februars waren kaum gravierend. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass für die europäischen Hochschulen der akademische Austausch wichtiger ist als politische Entscheide», sagt Rohrer.

Er verweist darauf, dass alle Institute unterschiedliche Erfahrungen mit dem Erasmus-Aus gemacht haben. An der Hochschule für Wirtschaft etwa gehen traditionell am meisten Studenten für ein Semester ins Ausland. Allerdings nicht unbedingt in den europäischen Raum: Die Hochschule pflegt mit 130 Universitäten rund um den Globus Partnerschaften. Darunter Schulen in China, Brasilien, Russland oder Ecuador.

Wann die Schweiz wieder als Partnerland des europäischen Austauschprogramms eingestuft wird, ist offen. Auch wenn die Schweizer Hochschulen einen Weg gefunden haben, vorübergehend mit der Sistierung der Erasmus-Verträge umzugehen, setzen sie sich weiterhin für eine Assoziierung ein. Einige der akademischen Vertreter haben bereits den politischen Weg eingeschlagen und unterstützen beispielsweise die Rasa-Initiative («Raus aus der Sackgasse»). Diese will der Bevölkerung die Möglichkeit geben, erneut über den Kontingentierungsartikel abzustimmen.

«Erasmus ist tot, lang lebe Erasmus!» proklamierten die Studierenden im Februar 2014 vor dem Bundeshaus. Und sie lagen richtig: Der Studentenaustausch blüht auch ein Jahr nach Annahme der MEI. Nicht unter dem Namen Erasmus und nicht unbedingt an den Wunsch-Destinationen. Aber wer ins Ausland will, der kann das – und wird von Universitäten und vom Bund dabei unterstützt.

tageswoche.ch/+alwta

“

Der Studentenaustausch ist also nicht tot, wie der akademische Aufschrei noch vor einem Jahr kundtat. Weil die Schweiz damals die Masseneinwanderungsinitiative angenommen hatte, stufte die EU die Schweiz im Rahmen des Programms neu als Drittstaat ein – ein faktisches Aus für das Studentenaustauschprogramm «Erasmus+» und das Forschungsprogramm «Horizon 2020».

Der Aufschrei war lauter als die direkten Auswirkungen. Der organisierte Studentenaustausch funktioniert auch noch ein Jahr nach dem Entscheid ohne grössere Probleme. Der Bund griff als Reaktion auf den EU-Entscheid in die eigene Tasche, und die Hochschulen handelten eigene Programme aus. Der Aufwand dafür ist hoch, das Ziel aber erreicht: Wer im Ausland studieren will, der kann das weiterhin machen.

Doch es geht um mehr als jährlich rund 3500 Studierende, die gerne für einige Monate ins Ausland möchten. Es geht um die Sicherheit der Hochschullandschaft Schweiz – und damit um einen Pfeiler des nationalen Wohlstands.

Mobile Studenten machen noch lange keine internationale Spitzenforschung.

Das eigentliche Problem ist nicht die direkte Betroffenheit der Studierenden, die nach wie vor von Austauschprogrammen profitieren. Das Problem ist, dass auf Kosten von Bildung und vor allem von Forschung auf europäischer Ebene ein Exempel statuiert wurde.

Faktisch betroffen vom Erasmus-Entscheid war ohnehin nur ein kleiner Teil der Bevölkerung: An diesem Programm nahmen in den Jahren 2011 bis 2013 nur etwa fünf Prozent der Studierenden teil, wie der Basler Regierungsrat bereits vergangenen April in seiner Antwort auf eine SP-Interpellation ausführte.

Der Rauswurf aus dem «Erasmus»-Austauschprogramm und insbesondere aus dem «Horizon 2020»-Forschungsprogramm verfehlte sein Ziel auf wirtschaftli-



Andreas Schwald, Redaktor
tageswoche.ch/+3c257

cher Ebene nicht. Er traf die Schweiz dort, wo es wehtut: In der Ausbildung künftiger Kader und – noch wichtiger – in der Rolle des Landes als Standort internationaler Forschung. Wird die Schweiz in der europäischen Forschungslandschaft zurückgestuft, geht es nicht nur um die Finanzierung von Projekten, sondern vielmehr um den faktischen Ausschluss aus dem internationalen Forschungswettbewerb.

Ohne EU-Programme geht es nicht

Der Warnschuss hat gegessen: Die Diplomaten handelten in einem halben Jahr wenigstens eine Teilassoziierung zu «Horizon 2020» aus, was die Rückstufung zumindest abfedert; bis 2016 darf die Schweiz mitmachen. Danach ist wieder alles offen. Will die Schweiz mit ihrer Nähe zur Life-Sciences-Industrie und als Zentrum universitärer Spitzenforschung in der obersten Liga mitspielen, ist die Teilnahme an europäischen Programmen Pflicht.

Das reicht weit über den studentischen Austausch hinaus, direkt in die Forschungslabors der internationalen Spitzenwissenschaft, die von einem Netzwerk an Wissen und Austausch lebt. Der Ausschluss aus europäischen Hochschulprogrammen ist also kein Zwist, der auf dem Buckel von einigen Studierenden ausgetragen wird. Er wird direkt auf dem Rücken der wirtschaftlichen Entwicklung der Nation ausgetragen. ×

”

**WIR STARTEN DAS NEUE JAHR MIT
EINEM GUTEN VORSATZ.**

10%

AUF ALLES*

**Nicht jedes Sonderangebot, nicht jede
Preisermäßigung ist für alle Kunden passend.
Bei uns können Sie sich Ihre Angebote selbst aussuchen.**

**Für jeden Einkauf, den Sie bei uns vom 12.01.2015–18.01.2015
tätigen, erhalten Sie 10% Rabatt auf alles*.**

**Für jeden Einkauf erhalten Sie einen Warengutschein in Höhe
von 10% Ihres Einkaufsbetrages, den Sie bis 31.01.2015 in
allen Hieber Märkten einlösen können.**

*ausgenommen: Tabakwaren, Spirituosen, Zeitschriften,
Weinmesse-Bestellungen, Lotto, Bistros und Pfand.
Eine Barauszahlung der Gutscheine ist nicht möglich.

H.

HIEBER

MEIN LEBEN. MEIN LADEN.

www.hieber.de

Studentenmobilität

Was braucht es für ein Semester im Ausland und lohnt sich dieser Aufwand? Ein Erfahrungsbericht aus Indien.

Auf eigene Faust

von Samanta Siegfried

Da war ich nun. Am Busbahnhof von Pondicherry, einer Stadt im Südosten Indiens. Noch bevor ich den Zettel mit der Adresse hervorgekramt hatte, sass ich bereits in einer Autoriksha. Hier ist also mein neues Zuhause. Sobald ich aussteige, kommt ein komplett neuer Alltag auf mich zu. Ein Studentenalltag in Indien. Was habe ich mir da bloss eingebrockt?

Alles begann ein halbes Jahr vorher, als ich mir in den Kopf gesetzt hatte, ein Semester im Ausland zu studieren. Nach zwei Jahren Studium der Medienwissenschaften und Ethnologie ödete mich der Uni-Alltag an. Ein Auslandssemester könnte meiner Motivation Auftrieb geben, hoffte ich.

Ich war nicht die Einzige. Fast alle meine Mitstudenten strebten zu Beginn des Studiums ein Auslandssemester an. Doch geschätzt die Hälfte verwarf das Vorhaben wieder: keine Zeit, zu kompliziert.

Ich war damals 24 Jahre alt und überzeugt: Ein halbes Jahr würde reichen, um herauszufinden, wohin ich will, was ich dafür benötige und um alles zu organisieren. Ich täuschte mich.

Zumal ich mein Ziel hoch steckte: Die Uni sollte ausserhalb Europas liegen, vielleicht Australien oder Südamerika. Doch dann lenkte mich eine ohnehin geplante Reise nach Indien in eine neue Richtung.

Über die Uni Oslo nach Indien

Ich fing an zu googlen und stiess bald auf «Kulturstudier», ein Programm der Universität Oslo, das in unterschiedlichen Regionen der Welt Auslandssemester anbietet. Eines davon ist der Studiengang Friedens- und Konfliktforschung in Indien. Errichtet sich auch an Nichtnorweger, und das Bewerbungsverfahren wirkte ziemlich simpel. Genau das Richtige: Ich musste mir nicht das Vorlesungsverzeichnis indischer Hochschulen zusammensuchen und mich nicht selbst noch um eine Bleibe in Indien kümmern. Ich musste mich nur anmelden und hingehen.

Das Ganze hatte einen Haken: Es war teuer. Rund 6500 Franken kostete der Studiengang inklusive Verpflegung und Übernachtung für drei Monate. Zwar würde ich bei einem anderen Austausch auf einen ähnlichen Betrag kommen, doch in diesem

Fall musste ich alles auf einmal bezahlen. Ich rechnete aus, dass ich mit meinem Nebenjob einen Grossteil des Betrages zu sammeln könnte. Ausserdem gibt es bestimmte Unterstützungsmöglichkeiten der Universität. Dachte ich.

Ich las von einem Stipendium der Uni Basel für Auslandssemester ausserhalb Europas. Maximalhöhe 2500 Franken, zudem werden einem die Studiengebühren erlassen. Ich sammelte in einem aufwendigen Verfahren die dafür nötigen Formulare und Unterschriften – und bekam eine Absage.

Pausen in der Hängematte

Mein Verhängnis: Ich ging zwar nach Indien (ausserhalb Europas), studierte aber in Kooperation mit der Universität Oslo (innerhalb Europas). So galten für meinen Fall weder Erasmus noch irgendeine aussereuropäische Regelung. Ich hakte nach, und siehe da: Die Uni bezahlte immerhin das Flugticket nach Indien.

Dennoch: Mir fehlte Geld. Ich schrieb zwei Stiftungen an, erhielt allerdings in der kurzen Zeit noch keinen Bescheid. So plün-

derte ich mein Konto und ging los. Und auf einmal waren Leistungsnachweise, ETCS-Punkte und sonstige Formalitäten ganz weit weg.

Das Semester in Indien lohnte sich in jeder Hinsicht. Zwar war der Studienalltag mit einer Fünf-Tage-Woche und einem Acht-Stunden-Tag viel intensiver als in der Schweiz. Ausserdem teilte ich das Zimmer mit einer Nepalesin und einer Norwegerin und hatte kaum Privatsphäre. Doch das alles machte mir wenig aus.

Ich studierte nicht mehr nur die Lebensweise von Menschen anderer Kulturen, ich lebte nun selbst in einer anderen Kultur. Das multiplizierte mein Interesse. Bestimmt hat auch die Lage der Universität – etwas ausserhalb der Stadt, direkt am Meer – dazu beigetragen. Die Pausen verbrachte ich in der Hängematte unter Palmen.

Das kleine finanzielle Glück erreichte mich dort im Monat April: Beide Stiftungen, die ich angefragt hatte, sprachen mir den ersuchten Betrag von 1000 Franken zu.

Erst viel später, als Semester Nummer sieben in Basel anfang, wurde es wieder hektischer: Wie kann ich mir die 30 erworbenen Kreditpunkte an mein Studium anrechnen lassen? Es erforderte einige Formalitäten und viel Geduld. Bis die Punkte auf meinem Konto gutgeschrieben waren, verging über ein halbes Jahr. Wer also bald nach dem Auslandssemester sein Studium abschliessen will, muss sich beeilen.

Ja, ein Auslandssemester ist kompliziert. Es verlangt immer einen Mehraufwand – und dieser fällt vor allem auf einem selbst zurück. Aber ich kenne niemanden, der reuig zurückgekehrt ist. Es gibt Hürden, doch die bilden keine unüberwindbaren Hindernisse, solange man sein Ziel kennt und sich darauf fokussiert. Denn das Ziel ebnet den Weg.

[tageswoche.ch/+m0d4k](https://www.tageswoche.ch/+m0d4k)

×

Der Schritt weg von der eigenen Uni braucht Initiative, aber es lohnt sich. FOTO: KEYSTONE



Volkswirtschaftsdirektor Thomas Weber kann noch keine Grosserfolge vorweisen, aber «der Trend stimmt».

Das Wunder lässt sich Zeit

Auf dem Fokusareal Salina Raurica baut Coop in grossem Stil.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



von Lucas Huber

Was ist nun mit dieser Wirtschaftsoffensive, in die man in Liestal so viel Hoffnung setzt und die seit ihrer Proklamation vor bald drei Jahren zwar zum geflügelten Wort wurde, aber nicht zum Abheben der Unternehmenssteuereinnahmen des Kantons geführt hat? Denn genau das sollte die Offensive eigentlich. Das konkrete Ziel: 50 Prozent mehr Steuern von juristischen Personen bis 2018.

Am Dienstag erklärten die Regierungsräte Sabine Pegoraro und Thomas Weber an einer Medienkonferenz, wie es um die Offensive steht. Dass diese aufgrund des Postulats von Grünen-Fraktionschef Klaus Kirchmayr im Landrat zustande gekommen ist, darf angenommen werden. Pegoraro hatte denn auch gleich zu berichten, dass das steuerliche Wachstum den Erwartungen hinterherhinke. Von den 50 Prozent sind bislang 13 erreicht. «Wir dachten, wir schaffen das in fünf Jahren. Das wird nicht gelingen», konstatierte sie.

Und noch etwas ist nicht gelungen: das Spektakuläre. Das sagte Marc-André Giger, Leiter Wirtschaftsoffensive des Kantons Baselland. Er sprach dabei vom sogenannten Big Fish, dessen Ansiedlung die Regierung nur zu gern kommuniziert hätte. Doch das Grossunternehmen mit enormer Wertschöpfung blieb dem Wirtschaftsbecken Baselland in knapp eineinhalb Jahren Wirtschaftsoffensive fern. Stattdessen verlassen Harlan und Frech-Hoch den Kanton.

Zusätzlich schmerzt der Vergleich mit Glarus, wo sich Heineken kürzlich ansiedelte und 800 Arbeitsplätze schuf. Davon habe man sich im Baselbiet schon etwas blenden lassen, erklärte Giger. Obschon er aus der Zeit bei der Unternehmensberatung PriceWaterhouseCoopers weiss, dass klassische Firmenansiedlungen in der Schweiz kaum noch stattfänden.

Etablierter Produktionsstandort

Auch der erträumte Schwarm an kleinen Fischen fand nicht ins Baselbiet, auch wenn mit der Jaquet Technology Group AG 2017 ein namhaftes Unternehmen von Basel nach Pratteln zieht. Ihr Verwaltungsratspräsident Marc Jaquet erklärte an der Medienkonferenz, dass insbesondere die gute Verkehrsanbindung Prattelns für den Standort gesprochen habe. Doch als Aushängeschild dürfte man sich mehr erhofft haben.

Vielleicht betonen die Regierungsräte darum derart nachhaltig, wie wichtig die Pflege ansässiger Firmen sei. Beinahe im Monatsrhythmus hat der Gesamtregierungsrat Firmen besucht. Diese Wertschätzung sei enorm wichtig, betonte Pegoraro. Weber ergänzte: «Wir pflegen den Bestand ansässiger Unternehmen in nie dagewesener Intensität.»

Positives vermeldete Wirtschaftsförderer Marc-André Giger in Sachen Welcome-Desk, der als erste Anlaufstelle für Firmen dient, die sich für den Standort Baselland interessieren. Man habe 155 Anfragen in 15 Monaten direkt, kundenfreundlich und unkompliziert bearbeitet, «denn Geschwin-

Münchenstein

Das Chemieunternehmen vanBaerle zieht von Münchenstein weg und macht Platz.

Ein neues Wohnviertel entsteht – und die Gemeinde weiss nichts

von Renato Beck

Der Münchensteiner Ortsteil Gstad hat schon bessere Zeiten gesehen. Die 100-jährigen Arbeiterhäuser haben, so viel Verklärung sei gestattet, Patina angesetzt. Zwischen den Häusern tun sich Lücken auf, Abstellflächen, Parkierbrachen, die an ein kariesgeplagtes Gebiss denken lassen.

Doch nun soll alles anders werden. Kein neuer Anstrich, ein neues Wohnviertel könnte dort entstehen, wo die Gemeinde seit Jahrzehnten nicht mehr hingeblickt hat. Stets standen die Neubauviertel im Fokus der Münchensteiner Planer, das Gstad und der darüber liegende historische Dorfkern wurden dem schleichenden Zerfall überlassen.

Angekurbelt wird die Entwicklung vom Chemieunternehmen vanBaerle, das vergangene Woche seinen Wegzug angekündigt hat. Das Land, immerhin rund 20 000 Quadratmeter, wurde einem Immobilienentwickler überschrieben. Mit dem Erlös will die Traditionsfirma die Fabrik andernorts neu aufbauen oder sich einmieten.

Dass am Standort und rundherum ein neues Geviert mit kleinem Zentrum entstehen soll, folgt einer historischen Logik. Bis vor Kurzem gehörten viele der Häuser vanBaerle, traditionell wurden dort die Arbeiter des Wasserglas-Produzenten untergebracht. Jetzt zieht die Firma um, also haben auch die Häuser ihre Schuldigkeit getan.

«Ich fühle mich vor den Kopf gestossen.»

SVP-Politiker und Anwohner Karl Müller

Das, unverblümt ausgedrückt, heruntergewirtschaftete Gstad sollte auch unabhängig vom Entscheid der vanBaerle in den nächsten Jahren aufgewertet werden. Das hat die Gemeinde im Rahmen ihres Entwicklungsplans «Münchenstein 2030» beschlossen. Wo die einzige Zentrumsfunktion derzeit von einer Glas-Sammelstelle ausgeübt wird, sollen Dutzende neuer Wohnungen gebaut werden; wo aus einem Coop ein Volg und dann ein tamilischer Familienladen wurde, neue Läden ihre Auslagen bestücken.

Für Karl Müller bedeutet das: goldene Zeiten. Müller gehört die Hälfte des Baugrundes in diesem Dorfteil, sagt er; ein grosser Teil nimmt sein Holzbau-Unter-

nehmen in Anspruch, den Rest teilen sich Gemeinde und Kanton. Gleichwohl fühlt sich Müller, der für die SVP politisiert, «vor den Kopf gestossen».

Vom Umzug der vanBaerle und den Neubauplänen wusste er nichts, auch die Gemeinde war nicht einbezogen. «Das muss man sich mal vorstellen», sagt Müller, «da wird der Bau eines neuen Quartiers verkündet und die Gemeinde weiss nichts davon.» Der erst vor einem Jahr erstellte neue Zonenplan ist bereits wieder überholt.

«In Münchenstein herrscht eine andere Planungskultur als in der Stadt», sagt Andreas Berger, bei der Gemeinde angestellter Raumplaner. Die unter Finanzknappheit leidende Gemeinde hätte sich das Land sowieso nicht kaufen können, also wurde sie auch nicht bei der Neuausrichtung der Nutzung einbezogen. Immerhin hat Münchenstein das letzte Wort, weil der neue Quartierplan durch die Gemeindeversammlung muss.

Mindestens 100 Wohnungen

Deshalb will Berger in den nächsten Wochen mit dem Arealentwickler Halter, der das Grossprojekt im Auftrag des Zürcher Investors Rietpark Immobilien entwirft, zusammensitzen. Berger kann sich eine gemischte Nutzung vorstellen. Er rechnet, dass auf dem Gelände mindestens 100 Wohnungen Platz haben. Doch bis dahin wird viel Zeit verstreichen: Der Baubeginn ist nicht vor 2018 zu erwarten.

Schwierigkeiten könnte dabei die direkt angrenzende Bahnlinie bereiten, Chancen bietet das anschliessende Gewerbegebiet Walzwerk. Dort ist abseits des öffentlichen Interesses etwas entstanden, das auch der Stadt Basel gut anstehen würde: ein altes Industriegeviert, ausgehöhlt und mit neuem Zweck gefüllt. Gegen 100 kleine Handwerks- und Kunstbetriebe, Start-ups, ein bisschen Gastronomie und Nachtleben haben dort in friedlicher Koexistenz zusammengefunden.

Holzbauer Müller hofft, dass der Entscheid der vanBaerle ihm neue Möglichkeiten eröffnet. Müller will seinen Betrieb ebenfalls zügeln, auf seinem Gelände sollen 13 Eigentumswohnungen entstehen. Die Gemeinde teilte ihm mit, er solle sich einen Investor suchen. Ohne den lärmenden Fabrikbetrieb dürften seine Chancen dafür gestiegen sein.

tageswoche.ch/+pbwpx

digkeit und Verlässlichkeit sind die wichtigsten Pfeiler für Erfolg», so Giger. Weber ergänzte: «Und wenn es drei Regierungsräte am Samstagmorgen an einem Tisch braucht, dann muss das möglich sein.» Wille und Einstellung sind also da.

Das Baselbiet hat sich insbesondere als Produktionsstandort etabliert. In dieser Branche wurden die grössten Investitionen getätigt und die meisten Arbeitsplätze geschaffen. Die Regierung hat eine Umfrage unter den bezüglich Arbeitsplätzen, Steuersubstrat, Relevanz, Wertschöpfung und Zukunftspotenzial wichtigsten Unternehmen im Kanton, den sogenannten Key Accounts, durchgeführt.

Schlüsselunternehmen sind zufrieden

Das Resultat ist positiv, die Unternehmen investierten im vergangenen Jahr 400 Millionen Franken im Kanton und schufen netto 129 Arbeitsplätze. Im laufenden Jahr prognostizieren die Schlüsselunternehmen Investitionen von 340 Millionen Franken und 300 zusätzliche Arbeitsplätze. Und 82 Prozent der Firmen rechnen mit einem positiven Geschäftsgang. Gigers Fazit: «Die Firmen fühlen sich wohl im Wirtschaftskanton Baselland.»

Er führte weiter aus, dass der Regierungsrat für das Jahr 2014 ein Wachstum von zwei Prozent im Kanton erwarte, dies nach zwei schwachen Jahren. Man habe die Kehrtwende geschafft. «Und auch für 2015 ist der Ausblick freundlich», fuhr er fort, man gehe von einem BIP-Wachstum von 2,2 Prozent aus.

Grossen Anteil daran wird das Fokusalareal Salina Raurica haben, wo derzeit Coop im grossen Stil baut. Die Testplanung für die weiteren Bereiche will Sabine Pegoraro bis Ende Jahr abgeschlossen haben: «Hier läuft auf vollen Touren.» Auch sei man froh, dass es nach langem Hickhack endlich auch im Ostbereich des Areals vorwärtsgeht, wie Prattelns Gemeindepräsident Beat Stingelin ergänzte.

Er schwärmte vom Buss-Areal am Prattler Bahnhof, wo heute 46 Firmen 1200 Menschen beschäftigten, «und durch den Umzug von Coop wird eine Fläche von 45 000 Quadratmetern an allerbesten Lage frei». Er sei überzeugt, schloss er, in naher Zukunft weitere Neuigkeiten vermelden zu können. Entlochen liess er sich allerdings nichts.

Und auch Sabine Pegoraro wollte nicht sagen, welches Unternehmen sich so sehr für das ABB-Areal in Arlesheim interessiere. Nur so viel: «Es ist ein grosser Interessent, und wir sind auf gutem Weg, das zu einem guten Ende zu bringen.» Daneben geht es mit der Planung des Birsfelder Hafensareals vorwärts, Pegoraro sprach von einem langfristigen Planungshorizont.

142 589 Beschäftigte verdienen ihre Brötchen heute im Kanton Baselland. Für sie und ihre Arbeitgeber will der Kanton administrative Hürden minimieren und die «Wirtschaftsfreundlichkeit vergrössern, wo es nur geht», so Thomas Weber. Es sind vielleicht nicht die erhofften Grosseerfolge, die er vorweisen kann, «aber der Trend stimmt».

tageswoche.ch/+tefmc

×

Basel-Stadt und Region

Basel

Becker-Baechle, Hans, geb. 1935, von Schaffhausen SH (Holbeinstrasse 88). Wurde bestattet.

Birrer-Steger, Edouard, geb. 1930, von Basel BS (Eichenstrasse 10). Trauerfeier Mittwoch, 21. Januar, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Bolliger-Christ, Rudolf, geb. 1930, von Gontenschwil AG (Felsplattenstrasse 36). Wurde bestattet.

Bourcart, Noémi Dorothee, geb. 1919, von Basel BS (Meret Oppenheim-Strasse 62). Trauerfeier im engsten Kreis.

Braschler-Heimgartner, Rosa, geb. 1926, von Basel BS (Horbürgstrasse 54). Wurde bestattet.

Cadorin, Paolo Guido Vincenzo, geb. 1918, aus Italien (Ramsteinerstrasse 22). Wurde bestattet.

Chellathuray-Thuraisamy, Vivekanandan, geb. 1945, aus Sri Lanka (Efringerstrasse 5). Trauerfeier im engsten Kreis.

Delattre-Hürlimann, Roger Jan Baptiste, geb. 1932, aus Belgien (Giessliweg 57). Trauerfeier im engsten Kreis.

Fleischli-Siebold, René Lucien, geb. 1932, von Basel BS (Spalerring 11). Wurde bestattet.

Handschin-Amsler, Rolf Albert, geb. 1933, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Hersperger-Oberlin, Werner, geb. 1920, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Trauerfeier Mittwoch, 21. Januar, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hochstrasser-Strübin, Louise, geb. 1916, von Basel BS und Schongau LU (Peterskirchplatz 1). Wurde bestattet.

Hochuli, Stephan Claudius, geb. 1962, von Reitnau AG (Rheingasse 80). Wurde bestattet.

Holinger-Bringia, Othmar Friedrich, geb. 1929, von Basel BS (Gundeldingerstrasse 164). Wurde bestattet.

Iannetti-Iannetti, Gabriele, geb. 1931, aus Italien (Thiersteinallee 11). Trauerfeier Montag, 19. Januar, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Koller-Frey, Ernst Meinrad, geb. 1927, von Basel BS (Hegenheimerstrasse 31). Trauerfeier Donnerstag, 22. Januar, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kraus Mazzanti, Monika Ruth, geb. 1946, von Basel BS und Holziken AG (Dornacherstrasse 273). Wurde bestattet.

Leu-Kobel, Elisabetha Anna, geb. 1921, von Basel BS (Falkensteinstrasse 30). Wurde bestattet.

Luder-Arni, Meta, geb. 1934, von Seeburg BE (Rheinfelderstrasse 43). Trauerfeier Freitag, 16. Januar, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lüdi-Tschudi, Maria Verena, geb. 1921, von Heimiswil BE und Schwanden GL (St. Johannis-Ring 122). Trauerfeier Donnerstag, 22. Januar, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Marti-Beyeler, Edith Martha, geb. 1922, von Lyss BE (Beim Goldenen Löwen 10). Wurde bestattet.

Meier-Christen, Heidy, geb. 1929, von Basel BS (Wiesendamm 20). Wurde bestattet.

Omlin, Meinrad, geb. 1923, von Basel BS und Sachseln OW (St. Jakobs-Strasse 201). Trauerfeier im engsten Kreis.

Rebl, Janine Barbara, geb. 1967, von Basel BS (Sundgauerstrasse 9). Trauerfeier im engsten Kreis.

Reiff-Haberthür, Heidi, geb. 1943, von Zürich ZH (Feldbergstrasse 96). Wurde bestattet.

Reyes-Artelsona, Elena, geb. 1941, aus Spanien (Maulbeerstrasse 19). Trauerfeier im engsten Kreis.

Schmidt, Lydia, geb. 1922, von Basel BS (Feierabendstrasse 1). Wurde bestattet.

Schnetzer-Willi, Maria Louise, geb. 1925, von Bütschwil SG (Peterskirchplatz 1). Wurde bestattet.

Settelen-Klump, Theresia, geb. 1916, von Basel BS (Holcestrasse 119). Trauerfeier im engsten Kreis.

Suter-Eppenberger, Dora, geb. 1924, von Basel BS (Brantgasse 5). Wurde bestattet.

Zimmermann-Liebi, Louis, geb. 1922, von Basel BS (Leimenstrasse 67). Wurde bestattet.

Keppner-Hafner, Brunhilde Martha, geb. 1927, von Basel BS (Baiergasse 25). Wurde bestattet.

Zürcher, Hilda Maria, geb. 1921, von Riehen BS (Chrischonarain 135). Wurde bestattet.

Kipfer-Hug, Hans Hermann, geb. 1934, von Basel BS (Im Niederholzboden 52). Trauerfeier Mittwoch, 21. Januar, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Moritz-Meier, Josephine, geb. 1931, von Augst BL (Oberdorfstrasse 53). Trauerfeier Montag, 19. Januar, 14 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Tschudin-Bianchi, Gretel, geb. 1926, von Lausen BL (Gstaltenrainweg 79). Wurde bestattet.

Ziegler-Ottenburg, Elvira Lydia, geb. 1928, von Basel BS (Bettingerstrasse 205). Wurde bestattet.

Derungs, Amélie Lynn, geb. 2015, von Lumnezia GR (Starenweg 4). Trauerfeier Freitag, 16. Januar, 11 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Hecklin, Beatrice Otilia Germaine, geb. 1954, von Basel BS (Oberwilerstrasse 35). Trauerfeier Freitag, 16. Januar, 15.30 Uhr. Besammlung Kapelle 4, Friedhof am Hörnli. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Saladin, Roland, geb. 1967, von Nuglar-St. Pantaleon SO (Austrasse 128, Basel). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Trundo-Carlino, Vito Antonio, geb. 1939, aus Italien (Spitzwaldstrasse 153). Wurde bestattet.

Walzer-Stather, Helga, geb. 1939, von Bonfol JU (Beim Lindenbaum 11a). Trauerfeier Donnerstag, 22. Januar, 15.30 Uhr. Besammlung Alterszentrum am Bachgraben, Allschwil.

Arlesheim, Compagnone, Antoinetta, geb. 1939, aus Italien (General Guisan-Strasse 6). Wurde bestattet.

Gautschi-Mauch, Hermine, geb. 1922, von Reinach AG (Bromhübelweg 15, Stiftung Obesunne). Trauerfeier Freitag, 16. Januar, 14 Uhr, ref. Kirche Arlesheim.

Birsfelden, Buser-Merkofer, Elisabeth, geb. 1927, von Zunzgen BL (Hardstrasse 71). Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Csoknyai-Szendi, Istvan, geb. 1934, von Spiez BE (Hardstrasse 71). Abdankung Montag, 19. Januar, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Lehmann-Hehl, Irmgard, geb. 1930, von Zollikofen BE (Hardstrasse 71). Abdankung Dienstag, 20. Januar, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Schild-Aebi, Rudolf Alfred, geb. 1925, von Hasliberg BE (Lärchenstrasse 25). Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Sterchi-Hänggi, Lydia, geb. 1929, von Lützelzflüh BE (Bahnhofstrasse 40). Abdankung Freitag, 16. Januar, 10 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Lausen, Bollinger, Erwin, geb. 1952, von Lütkofen-Ichterswil SO (Wildackerstrasse 35). Bestattung im engsten Familienkreis.

Saladin, Alex, geb. 1949, von Büren SO (Ergolzstrasse 16). Wurde bestattet.

Strübin, Michael Lukas, geb. 2001, von Liestal BL (Grienackerstrasse 9). Bestattung Freitag, 16. Januar, 14 Uhr, Friedhof Lausen. Besammlung Friedhofhalle.

Münchenstein, Kraft-Schuppli, Paul, geb. 1923, von Münchenstein BL (Lärchenstrasse 9). Wurde bestattet.

Perriard-L'Epée, Claudine, geb. 1926, von Chénens FR (Birseckstrasse 35). Abdankung Freitag, 16. Januar, 14 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf. Urnenbestattung im engsten Familienkreis.

Schmid-Arnet, Heinrich, geb. 1921, von Stadel ZH (Gruthweg 36). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Muttenz, Egli-Brun, Erna Agatha, geb. 1950, von Muttenz BL, Egolzwil LU und Schüpfheim LU (Seminarstrasse 33). Trauerfeier Freitag, 16. Januar, 14 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz. Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Hartel, Peter, geb. 1939, von Pratteln BL (Freidorf 26). Urnenbeisetzung Freitag, 23. Januar, 14 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Küttel-Fuhrer, Margaretha, geb. 1936, von Gersau SZ (Aufenthalt im APH Schlossacker, Binningen). Wurde bestattet.

Pfaff-Walde, Frieda, geb. 1922, von Basel BS (Tramstrasse 85, APH Zum Park). Wurde bestattet.

Pratteln, Schneider-Reimann, Rosa, geb. 1931, von Reigoldswil BL (Rheinstrasse 107, Liestal). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Stegmüller-Halbeisen, Magdalena, geb. 1931, von Bärschwil SO (Bahnhofstrasse 40, APH Nägelin-Stiftung). Wurde bestattet.

Reinach, Muchenberger-Häner, Josef, geb. 1919, von Reinach BL (Aumattstrasse 79). Trauerfeier und Erdbestattung Mittwoch, 21. Januar, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Rünenberg, Gysin-Schaub, Rita, geb. 1940, von Rünenberg BL (Stockenmattweg 96). Trauer-gottesdienst Freitag, 16. Januar, 14 Uhr, Kirche Kilchberg. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.



Lauter Fragen: Kundgebung auf dem Basler Theaterplatz gegen die «Blocher-Tettamanti-BaZ» im Dezember 2011.

FOTO: KEYSTONE

Rettet Basel

Ab Samstag zeigt das Kultkino Atelier viermal den BaZ-kritischen Film des Vereins «Rettet Basel».

40 Minuten Vorwürfe an die BaZ

von Matthias Strasser

Lange Zeit war es das Ziel von «Rettet Basel», die Besitzverhältnisse hinter der «Basler Zeitung» (BaZ) aufzudecken. «Diese sind nun mehr oder weniger bekannt», sagt Schriftsteller Guy Krneta von «Rettet Basel». Der Organisation gehe es seither darum, die BaZ kritisch zu begleiten.

«Es scheint uns wichtig, immer wieder darauf hinzuweisen, dass es sich bei den Verfehlungen nicht um einzelne journalistische Fehlleistungen handelt, sondern dass das Ganze System hat», so Krneta. Es stecke ein politisches Programm dahinter.

Ausschliesslich kritische Stimmen

Mit dem Filmemacher Edgar Hagen hat «Rettet Basel» deshalb einen Film produziert. Entstanden ist eine rund 40-minütige Verdichtung der Vorwürfe. «Wir wollten uns auseinandersetzen mit der Situation, in die wir da hineingerutscht sind.»

Leser und Nicht-mehr-Leser der BaZ erhielten Gelegenheit, ihre Wahrnehmungen der Zeitung vor der Kamera zu formulieren. Die Statements, die im Film «Die Übernahme» verwendet wurden, stammen von einem Anlass, den «Rettet Basel» im Juni organisiert hat.

Anhand ausgewählter Artikel wurden die Ausprägungen des Thesenjournalismus bei der BaZ diskutiert, beispielsweise rund um Personalentscheide im Departement von Bundesrätin Widmer-Schlumpf. Vorgelesen wurden auch Passagen aus

einem Artikel von Michael Bahnerth. Darin ging es um stillende Mütter, die am Arbeitsplatz Milch abpumpen. Daraus ergaben sich für den Autor absurde Forderungen für Männer, etwa nach einer Stöckelschuh-Pflicht für Praktikantinnen.

Der Vorwurf des Sexismus in der BaZ-Berichterstattung wird im Film ebenso explizit geäussert wie der Hinweis auf handwerkliche Fehler. «In diesem Sinne ist es auch ein Anti-BaZ-Film, das kann man sagen», sagt Krneta.

«Die Übernahme» startet am kommenden Samstag und wird insgesamt viermal im Kultkino Atelier gezeigt. Der Film werfe Fragen auf, so Krneta. Er sei «ein Angebot zur Diskussion», sagt Edgar Hagen. Im Anschluss an die Vorführungen findet deshalb jeweils eine Podiumsdiskussion zur Auswirkung des Projekts «Basler Zeitung» auf den Rest der Schweiz statt.

Für die Podien wurden laut Krneta Einladungen an verschiedene Vertreter der BaZ versandt. Alle hätten abgesagt: Chefredaktor Markus Somm aus terminlichen Gründen, und der stellvertretende Chefredaktor David Thommen, weil er sich nicht berufen fühle, den Film zu diskutieren. In der BaZ-Redaktion sei der Film kein Gesprächsthema.

Die Filmemacher deuten dies freilich anders: Die Verweigerung der BaZ-Verantwortlichen zur Debatte zeige, dass die BaZ ein reines Sendungsprojekt sei, so Krneta. Die Diskussion um die eigene Qualität sei

den Verantwortlichen egal, weil es sich bei der BaZ nicht um ein Medienprodukt, sondern um ein politisches Projekt handle.

Und Basel, davon gehen die Veranstalter aus, war erst der Anfang der Blocherschen Medienpolitik für die Schweiz – ein «Versuchslabor», wie Krneta dies nennt. Die jüngsten Versuche, die «Neue Zürcher Zeitung» und deren regionale Ableger zu übernehmen, würden dies bestätigen.

tageswoche.ch/+3nnddh

×

«Die Übernahme» im Kultkino Atelier Basel

Samstag, 17. Januar, 12 Uhr, Filmpremierre, anschliessendes Podium mit: Sebastian Frehner (SVP), Michael Koechlin (LDP) und Rita Schiavi (Unia/BastA!).

Sonntag, 18. Januar, 11 Uhr, anschliessendes Podium mit: Remo Leupin (TagesWoche), Felix Rudolf von Rohr (ehemaliger Politiker) und Matthias Zehnder (bz Basel).

Samstag, 24. Januar, 12 Uhr, anschliessendes Podium mit: Urs Buess (freier Journalist), Christof Moser («Schweiz am Sonntag») (angefragt) und Lorenzo Vasella (Leiter Kommunikation der Gemeinde Oberwil).

Sonntag, 25. Januar, 11 Uhr, anschliessendes Podium mit: Martina Bernasconi (GLP), Kerstin Wenk (SP) sowie einem Vertreter der SVP.

Dem «Kulturfluss»-Kapitän graut es vor einer menschenleeren und verödeten Rheingasse. Deshalb will er sie neu erfinden.

«Die Rheingasse soll zum Dorfplatz werden»

von Dominique Spirgi und Remo Leupin

Wer sich mit Tino Krattiger in der Rheingasse oder am Rheinweg zum Gespräch trifft, muss sich mit zahlreichen Unterbrechungen abfinden. Kaum jemand, der den 53-jährigen Kulturfluss-Kapitän und ehemaligen SP-Grossrat nicht kennt: Mit dem pensionierten Baselbieter Kulturbeauftragten Niggi Ullrich, dem Generalsekretär der Baselbieter Finanz- und Kirchendirektion, Michael Bammatter, und Crossair-Gründer Moritz Suter seien hier nur die drei Prominentesten genannt.

Für Krattiger war die Rheingasse auch noch zu Zeiten als Durchgangsstrasse längst Begegnungszone, zu der sie nun offiziell erklärt wurde. Zusammen mit der Anwohnerschaft, den Beizern, Hoteliers und allen anderen Geschäftstreibenden will er sich dafür einsetzen, dass die Strasse nicht zum unwirtlich toten Fleck auf dem Kleinbasler Stadtplan wird.

Sie lieben die Kulturarbeit an der frischen Luft. In den 1980er-Jahren haben Sie mit Ihrem Theater marat/sade den Kannenfeldpark bespielt, seit 15 Jahren betreiben Sie das Kulturfluss. Was treibt Sie nach draussen?

Ganzbanal musste ich raus, weil man mir mein Theater im Wildt'schen Haus geschlossen hatte – das Haus wurde renoviert. Zu Beginn ärgerte mich das, am Schluss wollte ich gar nicht mehr in Häusern arbeiten. Eine kleine Zwischenbemerkung: Ich führte übrigens nicht nur im Kannenfeldpark Theater auf, sondern auch in der Grün 80 und bei der Elisabethenkirche. Dort waren die Lärmemissionen aber etwas gar hoch. Dazu kam das Gebot der Stunde, dass sich alles mehr und mehr ins Zentrum verlagerte. Mit anderen Worten: Die Leute kamen nicht mehr zu mir in den Kannenfeldpark, was natürlich auch daran gelegen haben könnte, dass mein Theater zu schlecht war. So entstand die Idee mit dem Floss.

Sie leben seit vielen Jahren in der Rheingasse...

Seit 1985.

Was bedeutet diese Strasse für Sie, jetzt mal abgesehen von der Tatsache, dass Ihr Kulturfluss quasi unmittelbar vor Ihrer Haustüre anlegen kann?

Ich wuchs hier bei meinen Grosseltern auf – und mit Gastarbeiterkindern aus Italien und Spanien. Mit diesen durfte ich allerdings nicht spielen. Der Kampf der Bünz-

lischweizer, dazu zählten meine Grosseltern, mit den Ausländern prägte mich stark.

Dieses Quartier hat in den vergangenen Jahrzehnten eine radikale Entwicklung durchgemacht. Wie haben Sie diese erlebt?

Die Rheingasse ist speziell; sie vereinigte einst auf wenigen Hundert Metern alles, was das Grossbürgertum nicht wollte: Soldaten und wegen den Soldaten die Prostitution, Waisenkinder, Arbeitslose, die Sozialdemokraten, Obdachlose und schliesslich auch noch die Drogenszene – alle Bürgerschrecknisse auf engstem Raum. Das macht die Qualität der Rheingasse aus. Die Strassenseite mit Blick auf den Rhein wurde dann mit der Zeit sehr teuer, aber die hintere Seite blieb mehr oder weniger das, was sie immer war. Auf's Ganze gesehen blieb die Kleinräumigkeit erhalten, alle Häuser blieben mit wenigen Ausnahmen in Privatbesitz. Das bietet die Chance, als spezielle Strasse zu überleben.

Die vielgenannte Gentrifizierung findet hier also nicht statt?

Nun gut, ich selber trage zum Teil dazu bei, indem ich meine Wohnungen teilweise an Expats vermiete, welche die lebendige



«Die Rheingasse verkörperte auf engstem Raum alles, was das Grossbürgertum nicht wollte.»

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Umgebung mit den Hinterhöfen schätzen. Ich werde also selber zu einem der Aufwertungstätter. Aber das sind kleine Veränderungen. Der «Schwarze Bär» wird wohl nicht so schnell zum Luxuswohnraum, und auf der anderen Seite sind die Hotels. Die Rheingasse funktioniert, sie ist noch immer gut durchmischt.

Die Rheingasse ist nun mit einem Fahrverbot für den motorisierten Verkehr belegt. Freut Sie das?

Ja und nein. Sie ist es nun halt, und jetzt setze ich mich dafür ein, dass sich etwas Positives daraus entwickeln kann. Wenn man mich aber gefragt hätte, dann hätte ich Nein gesagt zu dieser Verkehrsberuhigung.

Warum?

Weil ich eine Brüsseler Entwicklung, wie ich es nennen möchte, bemerke: Ich meine Brüsseler Spitze, das heisst die Befreiung der Kernzone vom bösen motorisierten Verkehr und die Umwandlung des Zentrums zu einem Gebiet mit undefinierbaren leeren Strassen, wo man nur noch mit dem Velo durchfahren darf. Das ist Kitsch. Man nimmt den Strassen ihre Seele oder ihre Aufgabe, nämlich der Beförderung von Menschen und Waren zu dienen.

Sie sind ein Mensch, der sich gerne motorisiert bewegt: auf dem Velosolex, mit der Harley Davidson...

Und mit dem Range Rover. Mein ökologischer Fussabdruck ist aber nicht so gross, ich absolvierte erst mit 40 Jahren die Autoprüfung. Ich kann persönlich sehr gut mit der Situation leben, dass ich nicht mehr vor meine Haustüre fahren kann.

Aber was bedeutet dies für Ihre Gasse?

Die Strasse ist nun nach den Güterumschlagszeiten plötzlich leer, und vorne bei der Einfahrt steht ein Schild mit der Aufschrift «Begegnungszone». Das kommt mir vor, wie wenn ein Schulrektor früher sagte: «So liebe Kinder, jetzt geht mal raus und spielt ein bisschen miteinander.» Der Staat erklärt diese Strasse zur Begegnungszone. Aber wem sagt er das? Was ist das? Ein Verdikt, eine Manifestation?

Wir haben das vor wenigen Tagen erlebt, als wir durch diese autoleere Begegnungszone gingen: Wir fühlten uns plötzlich einsam.

Genau. Diese Strasse hatte eine Aufgabe, die sie jetzt nicht mehr hat. Wir erleben jetzt das Beklemmende und fühlen uns verloren. Noch. Aber denken Sie daran, dass diese leere Strasse auch ein Platz für Konflikte sein kann. Im Sommer, wenn sich vielleicht Neonazis oder andere Splittergruppen ohne soziale Kontrolle in der Strasse tummeln werden. Davor fürchte ich mich, und das ist auch mein Motiv, mich für eine Neubelebung der Rheingasse einzusetzen.

Aber wie soll das geschehen?

Da ist die Gastronomie gefragt beziehungsweise die Boulevardgastronomie als Mittel für Begegnungen, für den Zusammenhalt zwischen den Bewohnern, den Leuten, die hier arbeiten und jenen, die von anderswo hierher kommen.

Sie sprechen vom Zusammenhalt. Gibt es den in der Rheingasse?



«Eine Frage der Leidenschaft»: Krattiger ist in der Utengasse aufgewachsen.

Diesen gilt es jetzt zu fördern und zu verstärken. Wir haben am 4. Januar ein kleines Strassenfest veranstaltet – das funktionierte hervorragend. Es kamen Anwohner, Beizer und Unternehmer zusammen, was sehr wichtig war für die Gestaltung der Zukunft unserer Strasse. Die IG Rheingasse wird sich am 22. Januar erneut treffen und besprechen, inwieweit wir alle bereit sind, einen neuen Boulevard Rheingasse mitzutragen. Ein Strassenmarkt könnte zum Beispiel auch ein Thema sein. Hier muss nicht alles in grösster Harmonie ablaufen, auch Konflikte sollen möglich sein. Aber wir müssen aushandeln, was wir wollen, und nicht über die Polizei miteinander kommunizieren.

«Hier muss nicht alles in grösster Harmonie ablaufen, auch Konflikte sollen möglich sein.»

Es wurde bereits eine Motion eingereicht, die einheitliche Öffnungszeiten für die Lokale verlangt.

Vielleicht ist das zu früh. Besser wäre es gewesen, zuerst mit den Betroffenen selber darüber zu sprechen, bis wann die Rheingasse Boulevardgastronomie ertragen kann. Bis zehn, elf oder zwölf Uhr? Ich weiss, dass es Menschen gibt, die sich davor fürchten, nun neu auf beiden Seiten mit einem Remmidemmi konfrontiert zu werden. Diesen Anwohnern müssen wir erklären, dass auch sie von der sozialen Kontrolle durch Menschen, welche die Strasse beleben, profitieren, dass sie dadurch unter dem Strich den grösseren Frieden haben als mit einer leeren Strasse.

Sie mokieren sich auf der einen Seite über das Schild mit der Aufschrift «Begegnungszone», setzen sich nun aber mit grossem Engagement für eine solche ein. Ist das nicht etwas bieder?

Mir geht es um den Prozess, der hier abläuft. Als einst die Bewohner der Bärenfelderstrasse ihre Strasse zur Wohnstrasse erklärten, taten sie das aus ihrem eigenen Bedürfnis heraus, dass ihre Kinder draussen spielen können. Hier schritt der Staat ein, nicht die Bewohner.

Wer ist an der IG Rheingasse beteiligt?

Es sollten alle beteiligt sein, die Anwohner, die KMU, die Läden, Beizer, Hoteliers.

Was wäre Ihrer Meinung nach konkret in der Rheingasse möglich?

Ein grosser heterogener Boulevard, in dem sich alle Beizer auf ihre eigene Art auf der Strasse ausbreiten. Mir schwebt eine Situation vor, die es erlaubt, von Tisch zu Tisch zu gehen und Menschen zu treffen. Das wird anders sein als am Rheinweg. Dort findet der grosse Cortège statt, in der Rheingasse soll eine Dorfplatz-Situation entstehen mit den Menschen, die hier leben und schon immer hierher kamen.

Wie können Sie garantieren, dass der grosse Cortège nicht in die Rheingasse überschwappt oder eine Situation entsteht wie in der Steinenvorstadt mit ihrem Plastikstuhl-Halligalli?

Auch die Belebung der Steinenvorstadt, die nicht meinem Boulevard-Ideal entspricht, hat etwas gebracht. Heute kann man dort durchgehen, ohne Gefahr zu laufen, zusammengeschlagen zu werden wie noch in den 1980er-Jahren.

In der Utengasse ist durch den Jazz-Campus etwas in Bewegung geraten. Lässt sie sich in die erwünschte Neuentwicklung einbeziehen?

Und wie! Nehmen Sie das Areal des Arbeitsamtes. Da verbirgt sich ein riesiger öffentlicher Raum, ein Verbindungsraum zur Utengasse. Man müsste nur die Mauer hinter dem Brunnen niederreißen. Wenn sich die Rheingasse zum Vorzeigeboulevard entwickeln soll, dann muss dieses Areal unbedingt miteinbezogen werden.

Kehren wir zurück an den Rhein.

Wenn Sie heute im Sommer den Rhein entlanggehen: Freut es Sie, was Sie sehen?

Grundsätzlich ja. Mir gefällt es vor allem dort, wo die Buvette-Gastronomen wirken. Dort herrscht eine ganz andere Stimmung als unten am Rhein, wo wild gegrillt wird. Wobei auch das einen Raum haben muss in einer Stadt: Der öffentliche Raum muss wieder zum Ort für alle sozialen Angelegenheiten werden.

Zu manchen Zeiten ist es fast nicht mehr möglich, am Rhein zu sitzen, ohne sich eine Kohlenmonoxid-Vergiftung zuzuziehen.

Man müsste sich vielleicht fragen, warum der moderne Mensch so einen grossen Drang verspürt, sich wieder um eine Feuerstelle zu gruppieren – vielleicht, weil er zum Neandertaler zurückmutiert? Im Ernst, ich glaube, das ist eine temporäre Erscheinung.

Originelle Belebungen der Stadt gelangen bislang nur in Freiräumen, etwa auf dem nt/Areal. Solche gibt es heute nicht mehr.

Das ist so, aber es wird immer wieder solche Orte geben. Dafür haben wir den schrecklichen Begriff «Zwischennutzungen» erfunden. Diese befinden sich meistens in der Peripherie, werden von innovativen Leuten bespielt, dann trendy und schliesslich mit Wohnungen überbaut. Im Falle des nt/Areals machten wir Parlamentarier damals einen grossen Denkfehler.

Wie meinen Sie das?

Man hätte einen Teil des nt/Areals als Kulturort belassen sollen. Es war falsch, das Gebiet einfach nur zur Wertsteigerung zwischennutzen zu lassen. Mir wurde das bewusst, als ich zum ersten Mal die Visualisierungen der Überbauung Erlenmatt sah: Jogger, lesende Menschen auf Bänklein, stillende Mütter, krabbelnde Kinder bevölkerten gesichtslose Parklandschaften. Später, als die ersten Häuser gebaut waren, aber auf dem Areal noch immer ein Kulturleben stattfand, erklärte mir ein deutscher Expat, dass er sehr gerne hier wohne – wegen des lebhaften Kulturbetriebs. Inzwischen hat sich das nt/Areal von einem spannenden urbanen Fleck zu einem öden Ort entwickelt.

Und welche Lehren müsste die Politik aus Ihrer Sicht daraus ziehen?

Nicht das eine gegen das andere auszuspielen. Also die Kinder in der Zwischennutzung ein wenig spielen lassen, bis dann der «Ernst des Lebens» in Gestalt hochwertiger Wohnräume die Bauklötzli-Brache vom Tisch wischt. Wir sollten erkennen, dass die Expats aus grossen europäischen Zentren zu uns kommen und diesen Puls des Lebens geradezu suchen – für sie bietet

Schluss mit Flickwerk in der Basler Innenstadt

Diese Woche hat der Basler Regierungsrat das «Gestaltungskonzept Innenstadt» genehmigt und das entsprechende Planungshandbuch als verbindlich erklärt. Dieses gilt für die künftige Gestaltung der Strassen, Gassen und Plätze der Basler Innenstadt.

Ab sofort ist Schluss mit dem Flickwerk bei der Bepflasterung von zentralen Plätzen und Strassen in der Altstadt. Nach Sanierungsarbeiten im Untergrund sollen Freie Strasse, Rhein-, Greifen-, Ochsen- und Grünpfahlgasse und Gerbergässlein sowie der Rümelins- und der Claraplatz bis 2021 einheitlich gestaltete Bodenbeläge erhalten. Kostenpunkt: 24,5 Millionen Franken. (leu)

Mehr zum «Gestaltungskonzept Innenstadt»: tageswoche.ch/+014a8

so was wie das nt/Areal Lebensqualität und nicht die Landliebe in Hofstetten.

Der Staat tritt neuerdings als Akteur bei Zwischennutzungen auf, etwa auf der Klybeckinsel. Was halten Sie davon?

Ich fände es besser, wenn solche Initiativen von Privaten ausgingen. Aufgabe des Staates wäre es, Orte zur kulturellen Nutzung zur Verfügung zu stellen, nicht aber als Akteur aufzutreten. Dasselbe könnte man natürlich auch von den Buvetten sagen, die ja auch von der Verwaltung initiiert wurden. Auch hier handelt es sich um eine Art staatlich verordneter Bespielung des öffentlichen Raums. In diesem Fall schlucke ich aber diese Kröte, denn gar keine solchen Betriebe am Rhein zu haben wäre die bedeutend schlechtere Variante.

«Der öffentliche Raum muss wieder zum Ort für soziale Angelegenheiten werden.»

Könnte man also sagen: Früher fehlte das Bewusstsein für die Bedürfnisse der ausgehfreudigen Leute, heute dagegen wird die Bespielung des öffentlichen Raums vom Staat fast ein bisschen zu ernst genommen?

Ich würde es so sagen: Früher glaubte man, dass alles, was Lärm macht, in die Peripherie verbannt gehört. Das ist falsch: Das Leben gehört in die Stadt, auch wenn es ein bisschen lauter wird. Das lässt sich aber nicht staatlich verordnen. Ich gebe Ihnen ein persönliches Beispiel. Ich habe kürzlich meinen Innenhof für die Öffentlichkeit freigegeben. Heute wirtet hier das Café Acero. Es ist nun zwar etwas lärmiger geworden vor meinem Fenster. Aber dafür nutze ich endlich meinen Garten, denn ich muss nicht mehr alleine darin herumsitzen.

Mir wird hier unten Kaffee serviert, ich führe interessante Gespräche, treffe schöne Frauen – das ist doch wunderbar. Dafür klagen jetzt meine Mieter über den Lärm.

Mit Protesten haben Sie einige Erfahrung als Floss-Kapitän. Sie stritten sich jahrelang mit Anwohnern, mussten Kompromisse eingehen und Abstriche machen, etwa was die Aufführungszeit und Musiklautstärke betrifft.

Das sind Märchen. Aber gut, können wir darüber reden. Ich habe mir ja schon was überlegt, als ich hier angefangen habe.

Was denn?

Ich habe von Anfang an ein Vier-Säulen-Konzept verfolgt. Erstens: Die Leute sollen ohne Hindernisse hierher kommen können, die Konzerte müssen also gratis sein. Zweitens sollen die Besucher nicht den Verdacht haben, in einen Kultur-Event geraten zu sein. Drittens: Jeder soll wieder gehen können, wann immer er das will. Und viertens: Ich bespiele den unattraktivsten Zeitraum an Sommerabenden, nämlich von 20 bis 22 Uhr. Danach sollen sie sich anderswo weitervergnügen.

Trotzdem: Sie mussten für das Floss harte Kämpfe führen – bis vor Bundesgericht. Was denken Sie heute, wenn Sie auf diese Zeit zurückblicken?

Es ging mir damals oft sehr schlecht, weil ich das Gefühl hatte, dass ich alle immer nur störe. Leute in meinem Umfeld ermunterten mich aber immer wieder, weiterzumachen und zu kämpfen. Ich lernte hier, mit Konflikten im öffentlichen Raum umzugehen. Und heute ist das Floss fast heilig, es gehört den Baslern, alles wunderbar.

Vielleicht ist das Floss fast zu mehrheitsfähig geworden. Die Konzerte werden sogar als Stadtmarketing-Instrument benutzt. Haben Sie am Ende doch zu viele Kompromisse gemacht?

So, dass ich jetzt abdanken müsste? Richtig ist: Ich habe zurückgesteckt und die Zahl der Konzerttage reduziert. Aus finanziellen Gründen, aber auch um mich ein wenig vom Stress zu befreien.

Dafür halsen Sie sich jetzt mit der IG Rheingasse wieder neue Aufgaben auf.

Aber die Belebung der Rheingasse ist doch ein Superprojekt! Wenn ich etwas dazu beitragen kann, dass das funktioniert, dann muss ich es doch einfach machen. Das ist eine Frage der Leidenschaft.

Wenn Sie so weitermachen, sind Sie bald Kandidat für den «Ehrensprengel».

Nein, bitte nicht.

Immerhin trifft sich mittlerweile bei Ihren Floss-Eröffnungen alles, was Rang und Namen hat in dieser Stadt. Sie haben auch jeweils die höchste Regierungsratsdichte unter allen Events...

In der Verwaltung kursiert sogar das Gerücht, dass ich den «sexysten» Polit-Event veranstalte...

Dann droht Ihnen zumindest bald der Basler Kulturpreis.

Machen Sie mir keine Angst.

tageswoche.ch/+wf87g

×

Kollektiv besetzt ehemaliges Freudenhaus

von Dominique Spirgi

Das Eckhaus an der Schwarzwaldallee 269 in unmittelbarer Nachbarschaft zur Erlennmatt vermittelt äusserlich einen schmucken Eindruck. Die im zarten Rosaton bemalte Jugendstil-Liegenschaft mit ihrem markant geschwungenen Giebel und Bar-Räumlichkeiten im Erdgeschoss wurde 1907 von Gustav Doppler erbaut.

Auf den ersten Blick wirkt das Haus mit seinen verrammelten Türen zwar verlassen, ein schlichtes Transparent an der Fassade belehrt aber eines besseren: «Seit Anfang Woche ist das Haus besetzt.» Die Aufschrift kann nun aber womöglich bald ersetzt werden – mit der Aussage «zwischen genutzt».

Betrügerische Besitzer

«Die Schwarzwaldallee 269 ist unserer Ansicht nach ein ideales Haus für eine Besetzung», schreibt ein Kollektiv, das sich «Schwarze Erle» nennt, in einer Mitteilung an die TagesWoche. Es befindet sich am Stadtrand, habe nur wenig direkte Nachbarn und stehe seit drei Jahren leer, heisst es weiter.

Das mit diesen genannten drei Jahren stimmt allerdings nur, wenn man von einer normalen Wohnbelegung ausgeht. Denn bis vor knapp zwei Jahren dienten die Bar im Erdgeschoss und die kleinen Wohnungen in den oberen Stockwerken als Freudenhaus, das offenbar für ungeschützten Verkehr bekannt war, wie aus einschlägigen Internetforen hervorgeht.

Und auch was die Besitzverhältnisse angeht, vermittelt die propere Fassade einen falschen Eindruck. Als Hausbesitzer ist eine Firma mit Namen Fortius Asset Management AG aus Weiningen (ZH) aufgeführt, hinter der zwei in Zürich wohnhafte zwielichtige Gestalten standen. Diese kauften nicht nur Häuser zu überteuerten Preisen, wie aus Zeitungsberichten hervorgeht, sondern auch Luxusautos und teure Uhren.

Das dazu nötige Geld konnten die beiden Firmeninhaber aber nur mit betrügerischen Mitteln aufreiben. Sie gründeten eine Pensionskasse, missbrauchten das Geld aber für ihre teuren Einkäufe. Im Juli 2014 wurden sie deshalb vom Bezirksgericht Dietikon zu Freiheitsstrafen von je drei Jahren verurteilt, wie der «Tages-Anzeiger» berichtete.

In einem Brief an die Nachbarn stellen sich die Besetzer als «eine Gruppe junger Menschen» vor, die ihren «Traum von einem Zusammenleben» erfüllen möchten. «Wir wollen weder stören, noch irgend jemandem zur Last fallen. Wir wollen unser Leben selber in die Hand nehmen und sehen dieses leerstehende Haus als geeignete Möglichkeit, es bis zu einer weiteren Nutzung zu beleben», ist

im freundlich verfassten Brief weiter zu lesen.

Dieser Wunsch geht nun zumindest zum Teil in Erfüllung. Wie einer der Besetzer gegenüber der TagesWoche sagt, habe der St. Galler Anwalt – der für die Verwaltung der Besitzerfirma zuständig ist – mündlich eine Zwischennutzung bis im Sommer zugesagt. «Und wir haben uns bereit erklärt, die Wasser- und Stromrechnungen zu bezahlen», sagt der Besetzer, der sich über das Entgegenkommen positiv überrascht zeigt.

Nicht die erste Besetzung

Vor Ort zeigten sich die Besetzer zwar zu einem Gespräch bereit, die Bitte nach einem Augenschein im Innern wurde aber abgeschlagen. Das Hausinnere sei aber sauber und in einem guten Zustand, auch wenn die Art des Ausbaus Geschmacksache sei, sagte einer der Besetzer.

Zur Gruppe der Besetzer gehören auch Leute, die im November des vergangenen Jahres bereits zwei Häuser an der Hochstrasse besetzt hatten. Auch damals wurden die Besitzer um eine Zwischennutzung gebeten, allerdings ohne Erfolg. Die Besetzer, die bereits fertige Umbaupläne vorliegen hatten, liessen die Häuser kurze Zeit nach der Besetzung räumen.

Auf der anderen Seite ist es auch nicht das erste Mal, dass das Haus an der Schwarzwaldallee besetzt ist. Die letzte Besetzung liegt allerdings bereits über zehn Jahre zurück. Damals drangen junge Punks in das leerstehende Haus ein. Bald darauf räumte die Polizei aber die Liegenschaft. tageswoche.ch/+vq60s x

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.



2014 durften sich die Musiker von Juventus Musica noch über den Beitrag aus der Jugendkulturpauschale freuen. FOTO: JUVENTUS MUSICA

Reaktionen aus der Community

von Christoph Meury
· Simalabim!
Geht doch.
Und auf Wunsch zaubert Eva Herzog für die Bürgerlichen auch noch ein fettes Kaninchen aus dem Hut.

von Daniel Seiler
· Ein kleiner Anfang; wenigstens beträgt jetzt die budgetierte Nettoverschuldung – gemäss Finanzplan 2015–2018 – weniger als vier Milliarden. Pro Kopf sind das halt immer noch griechische Verhältnisse!

von Ernst Haft
· Macht man einen Strich durch die Rechnung, wird aus jedem Minus ein Plus.

Budget BS 2015

Aus einem Defizit wird ein Überschuss

von Andreas Schwald und Renato Beck

Wenn es eines Beweises bedurfte hätte, wie mit Budgets jongliert werden kann – Eva Herzog hat ihn erbracht. Die sozialdemokratische Finanzdirektorin legt nach der Rückweisung durch den Grossen Rat im Dezember eine neue Fassung vor. Neu weist das Budget einen Überschuss von 37,5 Millionen Franken aus, ursprünglich veranschlagt war ein Defizit von 30,9 Millionen.

Eingespart werden 21,5 Millionen Franken; dies bei diversen Posten. 7,5 Millionen davon werden durch Immobilien Basel-Stadt beigesteuert, das mehr Einnahmen generiert als geplant und weniger ausgibt, wie das Basler Finanzdepartement in einer Mitteilung schreibt. Zum neuen Überschuss führen aber auch 39 Millionen Franken Mehreinnahmen bei den Steuern und 7,8 Millionen Franken aus der höheren Nationalbank-Ausschüttung.

Dass nun ein deutlich besseres Resultat herauschaut, ist nur zu einem kleinen Teil auf eindeutige Sparmassnahmen zurückzu-

führen. Eine schwarze Null hätte allein schon durch die stärker als berechnet sprudelnden Steuereinnahmen herausgeschaut.

An vielen anderen Stellen sind die Einsparungen rein buchhalterischer Natur. So werden Rückstellungen bei den BVB in Millionenhöhe aufgehoben, und dass die Immobiliensparte des Kantons mehr abwirft als gedacht, hat ebenso wenig mit nun durchgesetzten Einsparungen zu tun.

Auch bei kleineren Posten wird bestenfalls virtuell eingespart: Das Erziehungsdepartement streicht einen Studiengang aus dem Budget, der sowieso ausgelaufen wäre.

Jugendkulturpauschale gekürzt

Schmerzhaft ist der Einschnitt bei der Sozialhilfe. Dort sollten im Zuge einer grundlegenden Reform 15 Stellen dazukommen, neu sind es bloss 10. Der Erwachsenenschutz erhält 3 Stellen weniger. Und die Jugendkulturpauschale, kaum eingeführt, wird bereits wieder um 50 000 Franken pro Jahr gekürzt.

Die meisten Sparmassnahmen wären sowieso erfolgt, einfach ein Jahr später, erklärte Herzog. Man habe überprüft, auf welche Ausgaben im Voraus verzichtet werden kann, ohne dass Verträge verletzt worden wären. Das bereits angekündigte Sparpaket für die nächsten Jahre wird die Regierung Anfang Februar vorstellen.

In ersten Reaktionen zeigen sich bürgerliche Parlamentarier zufrieden mit dem neuen Entwurf. «Dass nicht nur die Einnahmen erhöht werden, sondern auch

gespart wird, ist positiv», sagt Patricia von Falkenstein, Präsidentin der LDP. Die Rückweisung erachtet sie als Erfolg: «Die Regierung wird in Zukunft genauer hinschauen bei den Ausgaben.»

Auch Andreas Zappalà, Fraktionspräsident der FDP, sieht sich bestätigt. Der neue Entwurf zeige, dass problemlos Einsparungen vorgenommen werden können. Auch wenn seinem Wunsch, das gesamte Defizit mittels Einsparungen wettzumachen, nicht nachgekommen wurde, rechnet er mit einem Ja zum Budget.

Eva Herzogs Zeitplan ist ambitioniert. Die Finanzkommission hat die Unterlagen bereits erhalten, und schon in einem Monat soll die Parlamentsdebatte über die Bühne gegangen sein. «Wir hätten uns auch trotz zeigen können», sagte Herzog, «doch das entspricht nicht unserem Stil.»

Trotzdem wurde von bürgerlicher Seite SP-Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels kritisiert, weil sein Departement mehrere wichtige Bau- und zahlreiche Sanierungsarbeiten stoppt, bis ein gültiges Budget vorliegt. «Wenn wir die Gesetze eng auslegen, ist es auch wieder nicht recht», wunderte sich Herzog.

Die bürgerliche Mehrheit des Parlaments hatte unter Federführung der SVP das Budget in einer ungekannten Geschlossenheit zurückgewiesen. Statt wie in den Vorjahren im Dialog Kürzungen vorzunehmen oder Nachfragen zu stellen, lautete das Ziel von Beginn weg: Rückweisung. tageswoche.ch/+p5vxm



Mit Einsprachen verzögerte Novartis zwei Entwicklungsprojekte in Basel Nord.

FOTO: GEORGIOS KEFALAS / KEYSTONE

Basel Nord Kanton machte Planung ohne die Novartis

von Simon Jäggi

Hätten sich die Vorstellungen der Stadtplaner erfüllt, sähe in Basel Nord heute einiges anders aus. Auf dem Areal Volta Ost neben dem Voltaplatz wäre ein neues Schulhaus und dringend benötigter Wohnraum für Studierende am Entstehen, und im ehemaligen Hafen Klybeck würden Zwischennutzungen für stadtweite Ausstrahlung sorgen.

Doch der Kanton hatte seine Planung ohne den Nachbarn Novartis gemacht. In beiden Fällen führten Einsprachen des Unternehmens zu Verzögerungen.

Der geplante Baubeginn auf dem Areal Volta Ost ist längst verstrichen. Das Areal ist eines der letzten Entwicklungsgebiete im St. Johann. Hier plante die Stadt eine Überbauung mit günstigem Wohnraum und eine Vergrösserung des Primarschulhauses Volta. Beide Projekte waren abhängig von dem Vorhaben der IWB, das bestehende Gaskraftwerk durch ein Holzkraftwerk zu ersetzen.

Ästhetische Gründe

Dagegen wehrte sich Novartis mit seiner Einsprache. Der Widerstand des Pharmaunternehmens hatte vor allem ästhetische Gründe. Novartis störte sich an den beiden geplanten Silotürmen gegen-

über des Firmen-Campus. Und auch eine vorgesehene Anlegestelle, wo Frachtschiffe ihre Holzschnitzel abladen sollten, störte das Unternehmen.

Bisher äusserten sich die involvierten Parteien nur mit grosser Zurückhaltung über die Verhandlungen. Jetzt spricht man beim Kanton offen über die Einsprache. Stadtentwickler Thomas Waltert: «Novartis hat mit den beiden Einsprachen seine Rolle wahrgenommen, die jedem Grundeigentümer zusteht.»

Nach jahrelangen Verhandlungen zwischen dem Kanton, den IWB und Novartis ist vor einigen Wochen ein Entscheid gefallen. Die IWB bauen das Holzkraftwerk an einem anderen Ort, der Widerstand von Novartis hatte Erfolg. Damit ist jetzt der Weg frei für die Umgestaltung des Areals. Bis Ende 2017 sollen die ersten Bagger auffahren, mit vierjähriger Verspätung. Als Folge des gescheiterten Holzkraftwerks muss unter anderem die Schulhausweiterung an einem anderen Ort gebaut werden.

Markus Oser, Arealentwickler bei Novartis, begrüsst den Entscheid der IWB. «Durch die Neu beurteilung des Standorts für das Holzkraftwerk wird der vorgesehene Transformation des Gebiets Volta von einem Industrieraum zum urbanen Wohngebiet und der Aufwertung für die Bevölkerung besser Rechnung getragen.»

Im Fall Klybeckquai waren die Bedenken des Unternehmens grundsätzlicher. Der Kanton habe Novartis als direkten Nachbarn nicht frühzeitig in die Planung miteinbezogen, sagt Oser. In der Folge hat Novartis gegen die Öffnung des Klybeckquais Einsprache erhoben. «Dabei», sagt Oser, «ging es um die Klärung verschiedener Fragen rund um die zukünftige Arealentwicklung des Werks Klybeck von Novar-

tis, nicht zuletzt auch um Aspekte der Sicherheit.»

Nach einigen Wochen und mehreren Gesprächen mit dem Kanton zog das Unternehmen seine Einsprache schliesslich zurück. Für die Zwischennutzer war die Ungewissheit, wann sie endlich loslegen können, offenbar einschneidend. Sie führte dazu, dass sich eine Gruppe ganz aus dem Projekt verabschiedete.

Doch es wäre zu einfach, die Verantwortung für die beiden Einsprachen ausschliesslich bei Novartis zu suchen. Den Aussagen eines involvierten Zwischennutzers zufolge gab es beim Klybeckquai ein Kommunikationsproblem. Der Kanton habe es verpasst, Novartis rechtzeitig zu informieren.

Durchaus auf Augenhöhe

Beim Kanton zeigt man sich in dieser Hinsicht selbstkritisch. «Wir müssen uns auch an der eigenen Nase nehmen», sagt Stadtplaner Thomas Waltert. «In Zukunft müssen wir die Nachbarschaft noch stärker ins Boot holen. Beim Klybeckquai und Volta Ost lief nicht alles optimal.»

Die Entwicklung eines Stadtteils in Nachbarschaft mit einem Grossunternehmen wie Novartis bringe auch Schwierigkeiten mit sich, sagt Waltert. «Doch genauso kann es auch eine Chance sein.»

Bei Novartis spricht man von einem sehr guten und regelmässigen Kontakt mit den zuständigen Stellen des Kantons. In dem Sinne äussert sich auch Thomas Waltert. Dass der Kanton Novartis alle Wünsche erfülle, sei reine Polemik. Kanton und Unternehmen suchten gemeinsam nach Lösungen, durchaus auf Augenhöhe, sagt Waltert.

tageswoche.ch/+xw2h8

×



Das Mittagsmenü im «Rhyschänzli» gibt es auch ohne Fleisch.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

«Rhyschänzli»

Neuer Standort, altes Konzept

von Mara Wirthlin

In den vergangenen sechs Jahren haben Jérôme Beurret und sein Partner Stefan Grieder in Basel ein kleines Gastro-Imperium errichtet. Mittlerweile leiten die beiden Wirte vier Lokale.

Erst im vergangenen September öffnete als jüngstes Projekt das «Union Diner» in der Basler Innenstadt. Nun feierte das «Rhyschänzli», die erste Beiz des Gastro-Duos, an seinem neuen Standort die Premiere.

Mit dem Umzug von der Elsässerstrasse an die Lichtstrasse 9 erhoffen sich die Betreiber des «Rhyschänzli» dank der Terrasse auch im Sommer mehr Betrieb. Wie der Wirt Jérôme Beurret erklärt, lief es im Winter bisher immer ausserordentlich gut, im Sommer dagegen harzte das Geschäft. Diese Defizite konnten in den letzten Jahren mit der «Rhyschänzli-Buvette» am Rhein ausgeglichen werden.

Am neuen Standort an der Lichtstrasse ist neben der Terrasse und dem schönen, etwas grösseren Lokal zudem die Nähe zum Novartis Campus vielversprechend. Jérôme Beurret hofft, dass viele der rund 8500 Mitarbeiter des Pharmakonzerns das

neue Mittagsangebot des «Rhyschänzli» nutzen werden – trotz des Campus-internen Gastro-Angebots. Er ist überzeugt: «Wir kochen viel hochwertiger als die Restaurants auf dem Campus!»

Diese Qualität hat auch ihren Preis. Ein Mittagsmenü im «Rhyschänzli» kostet rund 35 Franken; es gibt täglich eine vegetarische Variante und eine mit Fleisch. Zudem gibt es weitere Gerichte von der kleinen Karte. Die Mittagsmenüs variieren je nach Wochentag und bleiben jeweils sechs Monate lang gleich.

Weiterhin einfache Kost

Der Mittagsbetrieb ist die grösste Veränderung, die der Umzug an die Lichtstrasse mit sich bringt. An der Elsässerstrasse wurde nur abends warm gekocht. Die neue Karte sei zudem nicht mehr ganz so schweizerisch-traditionell, sondern etwas moderner, sagt Beurret. Ansonsten bleibe das Konzept weitgehend gleich.

Doch worin besteht eigentlich das Konzept? Beurret erklärt: «Über die Jahre hinweg habe ich gemerkt, dass unsere Gäste Einfachheit schätzen. Die bisher grössten Komplimente erhielt ich für simple Gerichte wie ein Cordon bleu.»

Deshalb wird in der Küche des «Rhyschänzli» auch künftig auf eine aufwendige Verarbeitung der Zutaten verzichtet – obwohl die Köche dazu qualifiziert wären. Einer wurde von Dominic Lambelet vom ehemaligen «Ackermannshof» ausgebildet, der andere im «Volkshaus».

Wie immer sei der Aufbruch auch ein etwas wehmütiger Abschied, sagt Beurret. «Wir hatten tolle Jahre an der Elsässerstrasse.» Nebst der Lokalität werde sich auch die Kundschaft verändern, diese werde wohl etwas jünger. Der neue Betriebsleiter des «Rhyschänzli», Cyril Lang, der bisher das nahegelegene Lokal «Conto» leitete, soll für frischen Wind sorgen und auch mehr junge Kunden anziehen. Doch für Beurret ist klar: «Wir sind immer noch eine Quartierbeiz, die ihren Stammkunden treu bleibt.»

Trotz erhöhtem Stress, starker Auslastung und vielen Veränderungen macht Beurret einen entspannten Eindruck. Dank seines tollen Teams könne er sich auch schon mal zurücklehnen, sagt er: «Es ist in der Gastronomie essenziell, dass man seinem Personal vertraut und auch Verantwortung abgeben kann. Sonst kann man nicht so wachsen, wie wir das tun.»

tageswoche.ch/+b7d0v

×

ANZEIGE



22. - 24. JANUAR
(DO - SA)
20.30 UHR

THEATER
im Teufelhof Basel

TILL REINERS «DA BLEIBT NUR DIE WUT»

Deutsch

WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Basel

Rot-Blau ist in Basel an sich keine ungewöhnliche Farbkombination. Doch ein solches Spektakel wie letzten Montag am Abendhimmel kriegt nicht einmal die Muttenzerkurve hin. Altocumulus lenticularis sagen Fachleute dazu. Der Volksmund nennt es Föhnfisch.

HANS-JÖRG WALTER

**Sagar Island**

Makar Sankranti zählt für viele Hindus zu den wichtigsten Feiertagen. Bevor er zum Festgelände auf Sagar Island reist, taucht dieser Sadhu sein Haar da ein, wo sich das Süsswasser des Ganges mit dem Salz im Golf von Bengalen mischt.

RUPAK DE CHOWDHURI/
REUTERS**Paris**

Das ist Charb. Zumindest seine Augenpartie auf Plakaten am Solidaritätsmarsch letzten Sonntag in Paris. Eine Ehrung des ermordeten Zeichners mit Stil, im Gegensatz zu all dem wohlfeilen «Je suis ...» ... Sie wissen schon.

YVES HERMANN/REUTERS





Kabul

Vertrieben im eigenen Land: Bis heute müssen viele Afghanen ihre Dörfer verlassen und Zuflucht in der Stadt suchen. Und wer kaum das Nötigste hat, lernt improvisieren. Und so dient der Schal diesem Mädchen als Springseil.

OMAR SOBHANI/
REUTERS



Urnäsch

Unheiliger Bimbam: Silvesterchläuse ziehen mit mächtigen Schellen und Treicheln durch Appenzell Ausserrhoden. Das archaische Treiben soll böse Geister vertreiben. Dazu zählt man in dieser Gegend laut gewöhnlich gut unterrichteten Quellen auch Innerrhoder und Sankt Galler.

ARND WIEGMANN/
REUTERS



Pegida

Der Umgang mit Pegida erfordert einen Dialog. Doch das bedeutet nicht, jede Frechheit einfach hinzunehmen.

Aus der Mitte gegen den Rand

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Abendland gut, Islam böse: Pegida-Demonstration in Deutschland.

FOTO: REUTERS



von Georg Kreis

Die Aufnahmen wirken gegensätzlich. Die Bilder der Demonstrationen in französischen und deutschen Städten vermittelten den Eindruck einer geeinten Grande Nation und eines gespaltenen Deutschlands. Im Falle Frankreichs haben die tödlichen Anschläge die gesellschaftlichen Gegensätze für einen Moment in den Hintergrund treten lassen zugunsten eines gemeinsamen Bekenntnisses für die republikanische Freiheit und zum Erbe der Französischen Revolution von 1789.

Deutschland dagegen erscheint gespalten: Auf der einen Seite die fremdenfeindliche Hetzbewegung der Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes). Sie bezeichnet sich selbst als kulturell und sozial an den Rand gedrängt, gebärdet sich aber selber politisch bewusst randständig. Auf der anderen Seite eine breite und numerisch grössere Gegenbewegung, die für ein friedliches Zusammenleben unterschiedlicher Menschen auf die Strasse geht.

Am vergangenen Dienstag hat Berlin analog zu Paris vor dem Brandenburger Tor, das heisst auf dem Pariser Platz, eine Demonstration für Solidarität und Toleranz zustande gebracht. Dennoch heisst es, dass Deutschland gespalten sei. Davon kann aber nur gesprochen werden, wenn die gespaltenen Teile je gewichtige Grössen ausmachen. Das ist aber nicht der Fall. Sorge kann bereiten, dass eine vorläufig noch kleine Bewegung ein diffuses Etwas zum Ausdruck bringt, von dem man ebenfalls diffus annehmen muss, dass es latent viel breiter vorhanden ist.

Pegida ist in Dresden zu einer wahrnehmbaren Bewegung geworden. Als die Protestierenden am vergangenen Montag zum zwölften Mal zusammenströmten, war ihre Zahl auf rund 25 000 angewachsen. Die Pegida-Leute machen aber nicht ganz Dresden aus, leben hier doch über 500 000 Menschen, und drei Tage zuvor kamen auch hier 35 000 Menschen zusammen, um «für Weltoffenheit und Mitmenschlichkeit» einzustehen. Mengenangaben spielen in den Demonstrations-Berichten stets eine wichtige Rolle. Man könnte also von einem Aufstand der Massen reden.

«Wir sind das Volk» – ein Missbrauch

Weil aber der Begriff «Massen» negativ geprägt ist und es zudem nicht um ein Open Air oder eine Streetparade geht, sondern um ernste Politik und um Sorgen der Menschen, spricht man von Volk. Dabei klingen gleich mehrere positive Eigenschaften an: «Volk» ist Vertretung echter Basisanliegen, ist Vertretung der grossen Allgemeinheit und Vertretung aus spontaner Selbstmobilisierung.

Ist die Dresdner Pegida das Volk? Zumindest knüpft sie mit dem Slogan «Wir sind das Volk» an die friedliche ostdeutsche Revolution von 1989 an. Dieser Link ist allerdings ein Missbrauch der Geschichte

und – eine Frechheit. Die Volksbewegung der Wende-Zeit stand gegen die DDR-Diktatur und die Stasi-Repression auf. Heute gibt es in Deutschland weit und breit nichts Analoges, gegen das man Freiheit einfordern muss.

Eine gewisse Kontinuität gibt es allerdings zwischen der Fremdenfeindlichkeit in der DDR, damals gegen Vietnamesen und Mosambikaner, und der heutigen Fremdenfeindlichkeit in dieser Gegend mit notabene bloss minimem Fremdenanteil. In Sachsen beträgt er zwei Prozent. Der Grossteil der Zugewanderten kommt aus den früheren Ostblockstaaten, die Muslime folgen erst ganz unten auf dieser Anwesenheitsliste. Auf der Abwehrliste aber befinden sich nicht Polen oder Russen zuoberst, sondern, weil es Mode ist, die Muslime.

Zur Frechheit gehört etwa, ein mit der deutschen Farbkombination «Schwarz-Rot-Gold» bemaltes Christuskreuz hochzuhalten. Das muss oder müsste eigentlich beiden Seiten weh tun: der Religion wegen ihrer Nationalisierung und der Nation wegen ihrer religiös eindimensionalen Vereinnahmung.

Zivil gegen unzivilisierten Protest

Das Dresdener Phänomen lässt sich nicht mit DDR-Vergangenheit erklären. In Leipzig, das diesbezüglich die gleiche Vergangenheit hat, versammelten sich die Pegida-Gegner in der Nikolaikirche, wo die Montagsdemonstrationen gegen das DDR-Regime – und vor allem die Montagsgebete – ihren Anfang genommen hatten. Hier brachten am vergangenen Montag besorgte und besonnene Menschen ihr Nichteinverständnis mit der Pegida-Mentalität zum Ausdruck. Es ist wichtiger, dass sich eine nicht konfrontative Gegenbewegung formiert, ein ziviler Protest gegen einen bewusst rabiaten und unzivilisierten Protest, der allerdings – was ebenfalls anmassend ist – im Namen der abendländischen Zivilisation auftritt.

Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, auf Pegida zu reagieren. Es gibt die bereits ergriffene Variante, mit eigenen Demonstrationen, wie man sagt, die Strasse nicht Pegida zu überlassen und dabei ein Bekenntnis nicht gegen, sondern für etwas zum Ausdruck zu bringen.

Eine andere Variante wäre das Aussitzen in der trügerischen Hoffnung, dass diese Wolke schon vorbeiziehen wird. War das nicht schon bei der bunten Wolke der Piratenpartei so? Solche Bewegungen kommen und gehen. Man sollte aber damit rechnen, dass immer wieder neue kommen werden.

Exponenten der Politik (von Merkel über Seehofer bis Schröder und Schmidt) reagierten mit deutlichen Distanzierungen. Sie ernteten damit aber sogleich den Vorwurf, sie würden nun ihrerseits polarisieren. Klare Worte sind gewiss nötig, doch wie gesagt sind positive Worte besser, wie die von Angela Merkel bekräftigte Aussage, dass der Islam heute zu Deutschland gehöre. Weniger gut mag Helmut Schmidts Diktum erscheinen, dass Pegida nicht zu

Deutschland gehöre. In einer Zweitformulierung dieses Wortes des Grand Old Man müsste man sagen, dass Pegida gewiss nicht zuletzt wegen der Vergangenheit dieses Landes nicht zu Deutschland gehören sollte, real aber leider doch dazugehört.

Eine weitere Reaktion besteht in der Meinung, dass man die Sorgen und Ängste «dieser Leute» ernst nehmen und dass man nicht wie Pegida eine schablonenhafte Aufteilung in Gut und Böse vornehmen sollte. Was heisst Verstehen und wofür ist Verständnis fällig? Da muss deutlich zwischen den sozialen Ausgangsverhältnissen und den politischen Reaktionsweisen unterschieden werden.

Solche Bewegungen kommen und gehen. Man sollte aber damit rechnen, dass immer wieder neue kommen werden.

Verständnis muss man dafür haben, dass sich Menschen von Abstiegsgefahr und Zukunftslosigkeit bedrängt sehen. Kein Verständnis ist indessen angebracht, wenn man sich deswegen in der noch immer starken Mitte der Gesellschaft legitimiert sieht, gegen schwache Randgruppen zu hetzen. Heutige Pegida-Versteher darf man fragen, ob sie auch in den 1930ern Verständnis gehabt hätten, als Opfer der grossen Wirtschaftskrise mit antisemitischen Reflexen reagierten. Zielscheiben niedrigster Ressentiments sind bekanntlich auswechselbar.

Eine Reaktion auf die Pegida-Herausforderung muss darin bestehen, zum Dialog bereit zu sein. Dieser Dialog sollte sich für die konkreten Erwartungen (sofern es welche gibt) interessieren, die hinter dem Malaise stecken. Allerdings gibt es sie bereits, die Anlaufstellen in Rathäusern, Sozialämtern, Quartierzentren, wohin sich die «Empörten» wenden könnten, um reale Probleme zur Sprache zu bringen.

Substanzloses Empörungsgerede

Der billige Vorwurf, den man auch in der Schweiz und sogar in Basel hören kann, dass «die Politik» die Probleme der Verängstigten lange Zeit vernachlässigt habe, ist schlicht unzutreffend und nur eine weitere Variante des substanzlosen Empörungsgeredes.

Zum Dialog, den man nicht unversucht lassen sollte, gehört jedoch, dass man nicht vor lauter Verständnisbedürfnis unberechtigte und rein destruktive Vorwürfe an die Gesellschaft, den Staat, die Politik und die Parteien unwidersprochen hinnimmt. Es darf auch darauf hingewiesen werden, dass man die Welt möglicherweise gerne schlechter sieht, als sie ist, um Grund für Empörung zu haben.

Nicht überraschend gibt es offenbar auch in unserer Region Leute, die gerne Teil einer Pegida-Bewegung werden wollen. Da ist Ansteckung am Werk. Wir leben in einer Zeit der transnational sich verbreitenden Dynamiken und der Entterritorialisierung. Wie es in aller Welt nun Menschen gibt, die erklären, «Charlie» zu sein, muss man davon ausgehen, dass es überall Pegida gibt – hoffentlich aber auch viele Orte wie die Leipziger Nikolaikirche, auf dass die Nachahmungsbereitschaft nicht einseitig sei.

tageswoche.ch/+8neoy

×

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero
Rheingasse 13

Schmaler Wurf
Rheingasse 10

SantaPasta
Rheingasse 47

SantaPasta
St. Johannis-Vorstadt 13

Mercedes Caffè
Schneidergasse 28

Jonny Parker
St. Johannis-Park 1

Café Frühling
Klybeckstrasse 69

Valentino's Place
Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre
Klybeckstrasse 1b

KaBar
Kasernenareal

Volkshaus
Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne
Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger
Unterer Rheinweg

Flora Buvette
Unterer Rheinweg

Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11

Hallo
Centralbahnstrasse 14

Haltestelle
Gempfenstrasse 5

5 Signori
Güterstrasse 185

eoipso
Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte
Gerbergasse 30

kult.kino atelier
Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14

Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16

tibits
Stänzergasse 4

Campari Bar
Steinenberg 7

Ca'puccino
Falknerstrasse 24

Café del mundo
Güterstrasse 158

Café St. Johann
Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino
Basel

Basel
Güterstrasse 211

Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar
Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli GmbH
Güterstrasse 158

Nooch
St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center
Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jêle Café
Mühlhauerstrasse 129

Bio Bistro Bacio
St. Johannis-Vorstadt 70

Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2

Pan e più
Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6

LaDiva
Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum
St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten
Museum Basel

Museum Basel
Steinenvorstadt 1

Bar Cafferteria Amici
miei Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99
Basel Backpack
Dornacherstrasse 192

Kolinda Grabar Kitarovic

Sie diente als Gesicht des weltoffenen Kroatien, nun wird sie zur ersten Präsidentin. Ein Sieg mit Beigeschmack.

Küsschen für die Rechten

von **Krsto Lazarević**

Kolinda Grabar Kitarovic feierte ihren Wahlsieg, indem sie mit ihren Parteifreunden der konservativen HDZ eine überdimensionierte kroatische Fahne in die Luft hievte.

Die 46-Jährige rief ihren Unterstützern zu: «Ich verspreche euch, dass Kroatien ein wohlhabendes und reiches Land sein wird. Eines der reichsten Länder der EU und der Welt.» Die Menge tobte und skandierte im Chor: «Kolinda, Kolinda, Kolinda». Die Wahlsiegerin warb auf Plakaten nur mit ihrem Vornamen und wird von ihren Anhängern auch so angesprochen.

Der Wahlsieg von Grabar Kitarovic kam überraschend – für Beobachter und wohl auch für die Kroaten selbst. Der amtierende Präsident Ivo Josipovic lag bei Umfragen immer weit vor seiner Konkurrentin, dennoch gewann Grabar Kitarovic die Wahl mit einem dünnen Vorsprung von 32435 Stimmen (50,74 zu 49,26 Prozent).

Sie warb mit dem Versprechen, dass Kroatien Zeiten von nie dagewesener Prosperität bevorstünden, wenn die Wähler ihr Kreuzchen bei ihr machen. Dabei obliegt die Wirtschaftspolitik in Kroatien der Regierung des Ministerpräsidenten und nicht dem Staatsoberhaupt. Neben leeren Versprechen gab es auch hohlen Nationalismus: Kroatien, Kroatien, Kroatien, kaum ein Satz fiel ohne den Staat. Die HDZ war sich wieder nicht zu schade für den plumpen Nationalismus, für den sie seit jeher steht.

Der Image-Wandel

Vor dem Wahlkampf ist Grabar Kitarovic eher durch Weltoffenheit aufgefallen. Die Diplomatin studierte Spanisch und Englisch und machte ihren Master in internationalen Beziehungen. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie über die amerikanisch-sowjetischen Beziehungen während der Reagan-Administration und dem Ende des Kalten Krieges.

1995 wurde sie, im Alter von 27 Jahren, Leiterin der Nordamerika-Abteilung des kroatischen Außenministeriums. Im November 2003 zog Grabar Kitarovic für die konservative HDZ in das kroatische Parlament ein und bekleidete das Amt als Ministerin für Europäische Integration, bevor sie im Februar 2005 zur Außenministerin ernannt wurde.

Die Parallelen zu Angela Merkel

Ihre Mission war es, als Gesicht eines modernen und toleranten Kroatiens bei Nato und EU für einen Beitritt zu werben. Die HDZ hatte damals nicht viele Politiker, die das glaubwürdig vertreten konnten. Nach ihrem Ausscheiden als Außenministerin, wurde sie kroatische Botschafterin in Washington D.C., bevor sie 2011 stellvertretende Generalsekretärin der Nato für den Bereich Public Diplomacy wurde. Auch in dieser Position war sie die erste Frau in der von Männern dominierten Nato.

Sie war das Gesicht eines modernen und toleranten Kroatiens bei Nato und EU.

Auf ihrer Facebookseite stellt sich die 46-Jährige in eine Reihe mit der britischen Margaret Thatcher, der deutschen Angela Merkel und der Dänin Helle Thorning-Schmidt. Vor allem zwischen Angela Merkel und Kolinda Grabar Kitarovic gibt es Parallelen. Beide haben sich als Frauen in einer konservativen, männerdominierten Partei durchgesetzt. Beide haben das nur geschafft, weil Korruptionsskandale die männliche Konkurrenz hinwegfegten.

Merkel wurde im Februar 2000 Parteivorsitzende, weil die anderen potenziellen Kandidaten in den CDU-Spendenskandal verwickelt waren und jemand gebraucht



Kroatiens erste Präsidentin: Kolinda Grabar

wurde, der mit Sicherheit eine weisse Weste hatte. Grabar Kitarovic hat in den vergangenen Jahren mitangesehen, wie ihre männliche Konkurrenz im Gefängnis landete.

Ivo Sanader, ehemaliger Ministerpräsident und Mentor von Grabar Kitarovic, wurde 2012 der Korruption für schuldig befunden und zu zehn Jahren Haft verurteilt. Das Außenministerium ging 2005 an die zweifache Mutter, weil der damalige Amtsinhaber Miomir Zuzul wegen Korruptionsvorwürfen zurücktreten musste. Es war also vor allem die Bestechlichkeit der Männer, die es Grabar Kitarovic und Merkel möglich machten, die gläserne Decke zu überwinden.

Nach den Korruptionsskandalen in Kroatien setzte die HDZ auf ein unverbrauchtes und scheinbar unschuldiges Gesicht. Die angehende Präsidentin soll die Orientierung der HDZ in Richtung Mitte symbolisieren, welche offen innerhalb der Partei kritisiert wird. Es ist noch nicht lange her, dass die Partei vor allem durch ihren Hass auf Minderheiten und die Relativierung des Ustascha-Faschismus auffiel, während sie ideologisch teilweise hart an der Grenze zum Klerikalfaschismus kratzte.

Grabar Kitarovic hat das offensichtlich nicht gestört, als sie 1993 Mitglied der HDZ

«Charlie Hebdo»

Man kann den Satiriker erschiessen, aber nicht die Satire töten. «Charlie» lebt.

Tränen lachen nach dem Attentat

von Stefan Brändle

Schreie, Lachen, dann Applaus. So reagierten die «Charlie»-Macher auf die neuste Titelseite des Wochenblattes, als Luz sie ihnen präsentierte. Der Zeichner und Überlebende des Anschlags vom 7. Januar, mit vollem Namen Renald Luzier, fand vielleicht die beste aller Lösungen: Eine nachsichtige Karikatur, fern von Aggressivität, auch wenn ein klarer Standpunkt markiert wird.

Ohne Mohammed-Karikatur ging es nicht, nach allem, was in Paris und weit darüber hinaus passiert ist. Keine Haudrauf-Satire, die Zeichnung hat auch nichts Schlüpfriges, sie will sogar versöhnlich sein. Und natürlich schwingt auch die tiefe Trauer mit, mit der die Humoristiker vom Dienst im Leben danach in ihren neuen Redaktionsräumen umgehen müssen.

Zeichnen trotz Schussverletzung

Wie begeistert die «Charlie»-Macher die Titelseite aufgenommen haben, berichtet ein Journalist der linken Zeitung «Libération», bei der «les Charlies» Unterschlupf gefunden haben, nachdem ihre Büros im 11. Stadtbezirk von den Gewehrsalven verwüstet worden sind. Der Libé-Redaktor hat als einer von wenigen Zugang zu den «Charlie»-Leuten. «Kein Journalist» steht in roten Lettern an der Tür zur improvisierten Redaktion.

Davor tummeln sich eine Menge von ihnen, aus aller Herren Ländern. Sie hatten schon Mühe, in das scharf bewachte Gebäude nahe der Place de la République zu gelangen. Und natürlich wollen alle wissen, was am Mittwoch im Blatt stehe. Doch nur das Cover wurde vorab publiziert, wohl um etwas Spannung wegzunehmen.

Viele andere Karikaturisten, unter ihnen der bekannteste Franzose, Plantu von «Le Monde», hatten ihre Kooperation angeboten. Die rund 20 überlebenden «Charlie»-Satiriker lehnten ab. Ihre neue Nummer soll so «normal» sein wie möglich, angesichts der Umstände. Der mitwirkende Kolumnist Antonio Fischetti umschreibt die Stimmung in der Redaktion mit einer «Mischung von Emotion und Arbeit».

Wenn sich die Türe öffnet, dringen Rauchschwaden nach aussen. Die Spontis haben sich auch in ihrer alten Redaktion nie an das gesetzliche Rauchverbot in offenen Räumen gehalten. Und jetzt drückt auch die «Libération» beide Augen zu: Die Charlies stehen schon zu sehr unter Spannung, als dass man ihnen auch noch «la clope» (Glimmstengel) verbieten will.

Zum nahenden Redaktionsschluss kommt auch die emotionale Spannung, das

Bewusstsein, im globalen Rampenlicht zu stehen, nicht zuletzt bei schiesswütigen Islamisten. Und dann die Traurigkeit. Die «Charlie»-Macher mussten nun Scherze und Pointen suchen und ihre Trauer herunter schlucken – bis zum Redaktionsschluss, wenn die neuste, die wichtigste Ausgabe in die Druckerei ging.

Noch einmal werden die Namen Charb, Cabu oder Wolinski unter einzelnen Karikaturen stehen – obwohl deren Autoren nicht mehr am Leben sind. Auch Laurent Sourisseau alias Riss hat eine Zeichnung beige steuert, trotz einer Schussverletzung an seiner rechten Schulter. «Ça va, er zittert immer weniger», meinte eine Redaktionsstimme, als sie die letzte Riss-Karikatur aus dem Krankenhaus erhielt. In der vorhergehenden, der 1177. Nummer, die schon gedruckt war, als der Anschlag erfolgte, hatte Riss noch frech gewitzelt: Auf einer Illustration zu einem kritischen Bericht über den Air-Asia-Absturz fragt die Stewardess den Piloten der gerade ins Meer stürzenden Maschine: «Wollen Sie Fisch oder Hähnchen, Kommandant?» Der Angesprochene erwidert: «Ich glaube, diesmal wird es für alle Fisch geben.»

«Charlie» kaufen – ein Bürgerakt

Solche oft unverschämten Zeichnungen sind nicht nach jedermanns Geschmack. 50 000 verkaufte Zeitschriften pro Woche, das war für französische Verhältnisse nicht gerade eine Grossauflage. Von der Nummer 1178 (die jetzt als Nummer «une» erschien) wurden drei Millionen Exemplare gedruckt. «Charlie» kaufen ist jetzt ein Bürgerakt, ein politischer Standpunkt. Und dann will sich Charlie auch selber auf die Schippe nehmen, um nicht nur gegenüber anderen unverfroren zu sein.

Noch am vergangenen Wochenende war eine Auflage von einer Million geplant gewesen. Doch wenn allein schon alle Teilnehmer der sonntäglichen Monstertreffen eine Ausgabe kaufen würden, läge der Bedarf bei nahezu vier Millionen. Auch ins Ausland werden zahllose Exemplare gehen. Dabei wollen viele Blätter rund um den Planeten einige Seiten oder die ganze Ausgabe als Beilage drucken.

Aus aller Welt trafen zudem Geldspenden ein. Das französische Kulturministerium gab 300 000 Euro, Air France wird die Ausgabe unentgeltlich in die ganze Welt hinaustragen. Und mit ihr die «Charlie»-Botenschaft, die deren Anwalt Richard Malka mit einem ganz kurzen Satz zusammenfasst: «Wir geben nicht nach.»

tageswoche.ch/+70rqh



Kitarovic.

FOTO: REUTERS

wurde, während Parteifreunde von ihr sich schwerer Kriegsverbrechen im Bosnienkrieg schuldig machten. Während sie auf internationalem Parkett als kompetent und weltoffen gilt, kann sie im Land selbst auch die Wähler von Rechtsaussen für sich gewinnen. Im Wahlkampf war keine Fahne zu gross, und der Hinweis auf die Liebe zum eigenen Land ging nie vergessen.

Moderne Familie, rechte Wähler

Die Ehe von Grabar Kitarovic mit Jakov Kitarovic hat in den kroatischen Boulevardblättern für Aufregung gesorgt und manch strammem Stammwähler der HDZ hart zugesetzt. Jakov Kitarovic gab seine Karriere als Professor für Seefahrt in Rijeka auf, um sich um die beiden gemeinsamen Kinder zu kümmern und die Karriere seiner Frau zu unterstützen.

In der Illustrierten «Gloria» antwortete sie auf die Frage, ob ihr Mann traurig sei, dass ihre Karriere der seinen geschadet hat: «Nein, er ist glücklich mit seinem Leben und wollte sich immer um die Kinder kümmern.» Ausserdem liess die angehende Präsidentin die Leserinnen und Leser wissen: «Mein Ehemann ist kein Pantoffelheld, sondern ein moderner Mann.»

tageswoche.ch/+pjj7



Ein Babalao beim rituellen Tanz im Dezember. Die Gebete wurden anscheinend erhört.

FOTO: REUTERS

Kuba-USA

In Kuba herrscht Aufbruchsstimmung: Die Normalisierung der Beziehung mit den USA weckt die Fantasie der Kubaner. Doch die Veränderungen wecken auch Befürchtungen.

Babalú Ayé hat Obama einen Schubs gegeben

von Andreas Knobloch

Zu Beginn eines jeden Kalenderjahres warten viele Kubaner gespannt auf den sogenannten Jahresbrief (Letra del Año) der Babalaos, der Priester der afrokubanischen Religion Santería, die ihre Götter mit katholischen Heiligen vermischt und auf der Insel weitverbreitet ist. Dieser enthält, oft in metaphernreicher Sprache, Regeln, die das materielle und spirituelle Leben der Gesellschaft in der nächsten Zeit bewegen werden.

Die Gläubigen lesen die verschiedenen Ratschläge und Hinweise aufmerksam –

aber auch viele Nichtgläubige werfen einen Blick darauf. Man kann ja nie wissen.

In diesem Jahr haben die Santería-Priester darum gebeten, die Regentschaft des Orisha Baba Eyiobe, Begünstiger des Dialogs und überlegten Handelns, zu nutzen, um die Verhandlungen zwischen Kuba und den USA fortzusetzen und die auf der Insel angestossenen Reformen zu vertiefen. «Baba Eyiobe fordert die Führer der Welt und speziell die der USA und Kubas auf, als Grundlage für die Beziehungen den Kopf zu benutzen, die eigene Intelligenz und sich weder von Situationen aus der Vergan-

genheit noch von Umständen beeinflussen zu lassen, die ein paar Unruhestifter heraufbeschwören könnten», sagte Babalao Lázaro Cuesta bei der Vorstellung des Orakels Anfang Januar in Havanna.

Seit 28 Jahren verbreitet die Kommission Miguel Febles, der Cuesta vorsteht, den Jahresbrief, den ältesten seiner Art auf Kuba. «Wir haben die Gelegenheit, uns weiter an den Verhandlungstisch zu setzen, um jene Dinge zu teilen, die uns verbinden, und wenn wir nicht zu sehr auf jenen Dingen beharren, die uns unbestreitbar trennen, dann können wir Brücken bauen zwi-

schen zwei Ländern, die immer Brüder waren», sagte Cuesta weiter.

Nach einem spektakulären Gefangenenaustausch hatten Mitte Dezember US-Präsident Barack Obama und Kubas Staatschef Raúl Castro in zeitgleichen Fernsehansprachen den Beginn einer neuen Ära zwischen den beiden Ländern angekündigt. Die seit 1961 unterbrochenen diplomatischen Beziehungen sollen wieder aufgenommen werden. «Wir können nicht weiterhin dasselbe machen und ein anderes Resultat erwarten», sagte Obama und anerkannte damit das Scheitern der US-amerikanischen Blockadepolitik. Castro zollte der Entscheidung Obamas Respekt, forderte aber zugleich eine endgültige Aufhebung der Wirtschafts-, Handels- und Finanzblockade.

Auf Kuba ist die Ankündigung mit grosser Freude und Hoffnung aufgenommen worden. «Ich konnte es kaum glauben», sagt Conner Gorry aus New York, die seit 13 Jahren in Havanna lebt und im Stadtteil Vedado ein kleines Literatur-Café betreibt. «Ein historischer Tag! Ein lange erwarteter Wandel und dann kommt er so unerwartet.»

«Alles wird sich verändern»

Ihre Familie habe sofort angerufen, alle seien ziemlich aufgekratzt gewesen. «Vieles wird nun einfacher werden», sagt Gorry, «die Reisen, die Geldüberweisungen.» Sie habe Pläne gehabt, das Café zu schliessen, aber die werde sie nun wohl doch noch einmal überdenken. «Alles wird sich verändern, aber wie schnell?» Es klingt, als ob ihr auch ein bisschen bange vor dem sich ankündigenden Wandel ist.

Überhaupt nicht bange ist dagegen Fahd Miguel Pereira, der Gastronom gelernt hat, als Theaterschauspieler tätig war und nun als Computertechniker sein Geld verdient. «Ich bin einfach nur froh und gespannt, was die ersten Schritte der Verhandlungen sein werden.»

Am 21./22. Januar wird eine hochrangige US-Delegation nach Havanna reisen, um über Migrationsthemen und die Wiedereröffnung der Botschaften zu verhandeln. Zuvor hatten die kubanischen Behörden insgesamt 53 Gefangene freigelassen, die auf einer Liste der USA standen. Dies war Teil der Übereinkunft zwischen Obama und Castro vom 17. Dezember.

Der US-Präsident habe sich den Friedensnobelpreis nun verdient – diesen Satz hört man derzeit öfter auf Kuba.

«Dieser Tag setzt einen Wendepunkt – es gibt ein Vorher und ein Nachher», sagt Pereira. Es sei, als habe ihm jemand eine schwere Last abgenommen. Seine Hoffnung ist, dass nun alles besser wird: zum Beispiel die Kommunikation. Und dass es

neue Beschäftigungen geben wird, gerade etwa im Bereich Computertechnik, wenn neue Technologien auf der Insel Einzug halten. Auch überlegt er, sich selbstständig zu machen.

Rund 450 000 Kleinunternehmer, als *cuentapropistas* bezeichnet, Arbeiter auf eigene Rechnung, gibt es mittlerweile auf Kuba. Sie fahren Taxi, vermitteln Immobilien oder betreiben Imbisse. «Die wirtschaftlichen Möglichkeiten werden zunehmen», ist sich Pereira sicher. Und dann sagt er noch, dass Obama sich damit nun seinen Friedensnobelpreis verdient habe. Einen Satz, den man in diesen Tagen öfter hört.

Auch Miguel Govín González, der sich mit Geschäften aller Art durchschlägt, ist gut auf Obama zu sprechen. «Wenn Obama nach Kuba kommt, dann gehe selbst ich zur Plaza de la Revolución – ich, der ich nie an einem der 1.-Mai-Aufmärsche teilnehme.» Er hofft, dass beide Seiten sich bald einigen. «Dann werden wir alle davon profitieren und die Tür zur Zukunft öffnet sich endlich.»

Govín macht eine einfache Rechnung: Wenn die USA in Kuba investieren, gibt es mehr Arbeit und mehr Möglichkeiten und die Kaufkraft steigt. «Dann können wir unsere Probleme selbst lösen und sind nicht mehr vom Geld der Touristen abhängig.» Auch er spricht von Zuversicht und hat viele Erwartungen.

Nicht bereit für Touristenmassen

«Es herrscht eine gewisse Aufbruchstimmung», sagt ein deutscher Unternehmer, der seit 14 Jahren in Havanna lebt und eine Reiseagentur betreibt, aber nicht genannt werden will. Für das Tourismusgeschäft sei die Entwicklung natürlich sehr positiv. Allerdings glaubt er, dass die Öffnung eher langsam stattfinden werde. Denn das Reiseverbot für US-Bürger nach Kuba kann nur vom US-Kongress aufgehoben werden. Und der wird von den Republikanern dominiert, die Obama unversöhnlich gegenüberstehen.

Der US-Präsident kann allerdings in Eigenregie einige Beschränkungen auf Geldüberweisungen und Reisen lockern, was er bereits angekündigt hat. Dies werde noch vor dem Sommer geschehen und «sich in der kommenden Wintersaison dann richtig bemerkbar machen».

Schätzungen zufolge werden die Besucherzahlen im ersten Jahr einer vollständigen Öffnung des US-Tourismus nach Kuba um eine Million, nach drei bis fünf Jahren um drei Millionen Reisende/Jahr zunehmen. Das wären mehr als doppelt so viele Touristen wie derzeit jährlich nach Kuba reisen (rund 2,5 Millionen aus aller Welt).

«Doch Kuba ist darauf nicht vorbereitet», sagt unser Gesprächspartner. «Die Infrastruktur ist ungenügend, es gibt zu wenige Hotels, zu wenige Mietautos, Busse und so weiter.» Wenn die US-Touristen in Massen kommen, werde es einen gewaltigen Konkurrenzkampf geben, aber auch ein gutes Geschäft. Zumal US-amerikanische Reiseagenturen, wie überhaupt jegliche US-

Unternehmen, weiterhin nicht auf der Insel agieren dürfen. «Die Kubaner werden sehr offen gegenüber US-amerikanischen Investoren sein, allerdings haben die Spanier, Italiener, Kanadier und andere mehr als 20 Jahre Vorsprung. Kuba ist ein Land, in dem Kontakte und Vertrauen wichtig sind. Und die bauen sich nicht über Nacht auf.»

Die Kubaner hoffen auf Aufschwung, bangen aber auch um ihr Gesundheits- und Bildungssystem.

Auf schnelle US-Investitionen hofft dagegen die Hausfrau Rosa Guadalupe García Araneta. «Keine Sorge, wir werden in guten Händen sein. In jedem Fall wird es besser werden.» Und in Anspielung darauf, dass die Annäherung ausgerechnet am 17. Dezember geschah, dem Tag des heiligen Lazarus oder des Babalú Ayé, wie die entsprechende *Santería-Gottheit* heisst, die bekannt dafür ist, Wunder zu vollbringen, sagt sie mit einem Augenzwinkern: «San Lázaro hat da wohl seine Hände im Spiel gehabt und Obama angestossen.» Den historischen Tag hat García in Miami miterlebt, wo vier ihrer Töchter und ihre Enkelkinder leben.

Zwar habe es dort auch negative Reaktionen gegeben, vor allem der «alten Garde» der Exilkubaner. «Von der neuen Generation aber sind alle froh, dass es endlich zu einer Annäherung kommt.» Sie hofft, dass ihre Familie nun leichter zu Besuch kommen kann und die Geldüberweisungen einfacher werden. Laut Ankündigung Obamas sollen in den USA lebende Exilkubaner vierteljährig künftig 2000 statt 500 US-Dollar nach Kuba überweisen dürfen.

Reynier Gonzalez Palais hat davon nichts. Der 27-jährige studierte Psychologie, hat weder Familie oder Freunde, die in die USA ausgereist sind. Trotzdem freut er sich, dass US-amerikanische Touristen künftig leichter nach Kuba reisen können und es mehr direkte Kontakte und Austausch zwischen den Bevölkerungen beider Länder geben wird. «Die Annäherung hätte schon vor langer Zeit passieren müssen», sagt er und hofft, dass es eine Öffnung in allen Bereichen geben wird, die Wirtschaft in Schwung kommt und die Löhne endlich ausreichen, um ein würdiges Leben von eigener Arbeit zu führen.

«Aber», sagt Gonzalez Palais, «ich habe auch die Sorge, dass Kuba sich in ein grenzenloses Konsumland verwandelt.» Viele Leute seien auf den Wandel nicht vorbereitet. Es gebe einen urgewaltigen Durst nach Konsum, was nach mehr als 20 Jahren Mangelwirtschaft verständlich sei. «Ich habe aber die Sorge, dass sich die Errungenschaften Kubas verlieren, unser Gesundheitssystem, unser Bildungssystem...»

tageswoche.ch/+hcuop

×

Burmas Arbeitselefanten sterben viel zu früh. Das bedroht auch ihre wild lebenden Artgenossen. Ein sensationeller Fund hilft nun Forschern, Gründe und Lösungen zu finden.

Das grosse Sterben der Arbeitselefanten

Ein Leben in Ketten: Die Haltungs- und Arbeitsbedingungen verkürzen die Lebenserwartung von Arbeitselefanten. FOTO: PETER JAEGGI



von Peter Jaeggi

Es war die Entdeckung ihres Lebens. Die burmesische Wildtierärztin und Elefantenforscherin Khyne U Mar stiess auf alte Logbücher, eigentliche «Familienbüchlein», von rund zehntausend Arbeitselefanten, die sich seit der Kolonialzeit in Burmas Wäldern abgerackert hatten.

Die Veterinärin zeigt mir im Arbeitszimmer ihrer Wohnung in Rangun das älteste noch erhaltene Exemplar, vergilbt, teilweise von Insekten und Mäusen angefressen. Es ist das Lebensbuch der Elefantenkuh Kyaw Maung, geboren 1928, gestorben 1948, im Jahr als sich Burma der britischen Kolonialherrschaft entledigte. Khyne U Mar ist begeistert. «Da stehen die Namen der Eltern, wann und wo das Tier gefangen wurde, Geburten, Fehlgeburten, Krankheiten, Wetterinformationen – einfach alles.» Tausende von Biodaten, die nun digitalisiert und ausgewertet werden.

An Khyne U Mars Arbeitsplatz entsteht mithilfe dieser Logbücher, die in Burma obligatorisch sind, die weltweit grösste Arbeitselefanten-Datenbank. Die Arbeiten finden im Rahmen eines Forschungsprojektes statt, das die Veterinärin an der englischen Universität Sheffield leitet, in Zusammenarbeit mit der Myanmar Timber Enterprise (MTE). Diese staatliche Holzfirma besitzt die Mehrheit der Arbeitselefanten, insgesamt rund 2700.

Das Arbeitsleben eines Elefanten in Burma beginnt mit 17. Mit 55 wird er pensioniert.

Bei meinem Besuch ist das Forscherteam dabei, die Geschichte von Arbeitselefant Nummer 7000 zu digitalisieren und auszuwerten: Sue Swe Mae, weiblich, geboren am 12. Januar 2010. Ziel der Arbeit: Herausfinden, welche Faktoren die grossen Gesundheitsprobleme verursachen, an denen die Tiere leiden. Letztlich geht es bei U Mars Detektivarbeit um nichts Grösseres als um das Überleben der Elefanten in diesem südostasiatischen Land. Denn vor allem die Schwerstarbeiter in Ketten, die tonnenschwere Baumstämme hinter sich herziehen müssen, leiden massiv.

Ein gesunder Elefant in Gefangenschaft wird in Burma etwa 70 Jahre alt, manchmal sogar um einiges älter. «Doch in den Arbeitselefantencamps lebt die Mehrheit im Schnitt lediglich 40 bis 45 Jahre», sagt Khyne U Mar. «Wir möchten erreichen, dass sie älter werden. Dazu müssen wir verstehen, weshalb sie so früh sterben.» Die detaillierten Lebensgeschichten in den alten Büchern sind nun auf der Suche nach Antworten Gold wert.

Erste Hinweise haben sich bereits offenbart: «Es könnte Arbeitsstress sein, diese Tiere müssen sehr hart arbeiten», sagt Khy-



Müde Augen: Bei der Zähmung wird der Willen der Tiere gebrochen.

FOTO: P. JAEggi

ne U Mar. Es gebe zwar Vorschriften, wie viel sie schleppen dürfen, «doch wir sind nicht sicher, ob sie dem Tier auch gerecht werden.» Wenn nötig sollen die Regeln angepasst werden.

In Burma oder Myanmar, wie die vom Militär dominierte Regierung das Land nennt, beginnt das Elefanten-Arbeitsleben mit 17. Mit 55 werden Bullen und Kühe pensioniert und müssen nicht mehr arbeiten. Bis etwa 20 verrichten die Tiere leichtere Jobs. Von 20 bis 40 schleppen sie bis zu zwei Tonnen schwere Lasten.

Nach ersten Datenanalysen wird ein Zusammenhang zwischen der Arbeit und dem frühem Tod vermutet. Nicht allein das Gewicht der Lasten sei relevant, sagt die Wissenschaftlerin, auch die Jahreszeit spiele eine Rolle. Während des Monsuns ist die Nahrung üppiger als in der Trockenzeit, in der es zudem sehr heiss ist. Einflüsse, die den Tieren zu schaffen machen. «Wir glauben, dass man an heissen Tagen die Arbeitsbelastung reduzieren sollte», sagt Khyne U Mar.

Lebensgefährliche Zähmung

Als ob all das nicht schon schlimm genug wäre, leiden Burmas Arbeitselefanten noch an einer Nachwuchstragödie. «In den Holzfällercamps starben laut meinen Forschungen 2013 und 2014 bis zu 25 Prozent der Kälber vor dem fünften Altersjahr», sagt die Forscherin. Das sei eine sehr hohe Sterblichkeitsrate.

Auch hier führen bisher ausgewertete Biodaten in den Logbüchern zu einem ersten Verdacht. «Wir vermuten eine Mangelernährung. Die Kühe geben zu wenig Milch, die Kälber magern ab und eines Tages sterben sie ohne offensichtliche Anzeichen einer Krankheit.» Ein Kalb trinkt vier Jahre

lang Muttermilch. Das Forscherteam um Khyne U Mar glaubt, dass die Kühe wegen ihrer schweren Arbeit zu wenig Reserven haben, um so lange genügend Milch zu produzieren.

Der Milchmangel hat einen weiteren, möglicherweise verhängnisvollen Nebeneffekt: Die Jungtiere suchen ihre Nahrung vermehrt in der Umgebung der Camps, die alle in den Wäldern liegen. Auch das erhöhe die Todesrate. Laut U Mar stürzen Kälber von Felsklippen, sie ertrinken, sterben an Schlangenbissen oder geraten in Konflikt mit wild lebenden Elefantenherden, die ihr Territorium verteidigen.

ANZEIGEN

WINTERGÄSTE 2015 **HOLDES LAND BÖSE STADT**

Sonntag, 18. Januar 2015, 11 Uhr | Werkraum Schöpfung, Lörrach

HANS MAGNUS ENZENSBERGER: HERRN ZETTS BETRACHTUNGEN, ODER BROSAMEN, DIE ER FALLEN LIESS, AUFGELESEN VON SEINEN ZUHÖRERN

Mit Stefan Saborowski, Urs Bihler und Etele Dosa (Klarinette)
Konzeption & Realisation: Marion Schmidt-Kumke

Vorverkauf: ticket@werkraum-schoepflin.de
Reservierungen: kulturelles@bl.ch

kulturelles.bl
Büro für Kultur- und Sponsoring

werkraum schöpfung

So 18.01. 17:00

«Paraphrasen – Klangwege von Amerika in die Schweiz» – Ensemble New4Art

Mi 21.01. / Do 22.01. / Fr 23.01. je 20:00

«Das Allmachtsrohr» –
Zum 150. Geburtstag von Adolf Wölfli

GARE DU NORD

T 061 683 1313

garedu nord.ch



Am Mittwoch und Sonntag hat er frei: Arbeitselefanten sind vielerorts in Burma effizienter als Maschinen. FOTO: WORLD DIGITALLIBRARY

Lebensgefährlich ist zudem die Zähmung. Wenn das Kalb vier Jahre alt ist, brechen ihm die Oozies – wörtlich übersetzt «Kopfreiter» – den Willen. Oozie, so heissen in Burma die Elefantenführer. Sie machen das Wildtier unter anderem mit Nahrungsentzug gefügig. Das stresst, schmerzt und tötet manchmal.

Der Staat erlaubt der Firma MTE den Fang von Wildelefanten. Ihm gehört ja die MTE.

Die Zahl der staatlichen Arbeitselefanten in Burma ist seit den 50er-Jahren in etwa stabil. Wie kommt das, da doch so viele Tiere sterben und es ausserdem eine niedrige Geburtenrate in den Camps gibt? Man bedient sich bei den frei lebenden Elefanten. Khyne U Mar: «Die staatliche Holzfirma MTE ersetzt Elefanten mit Wildfängen, der Staat erteilt Ausnahmegenehmigungen. Er darf als Einziger Wildelefanten fangen. Früher hat die MTE jährlich etwa hundert Wildtiere gefangen. Jetzt sind es vielleicht noch etwa zehn.»

Der Staat bewilligt sich also Wildfänge gleich selber. Ihm gehört ja die MTE. Laut Cites, dem Washingtoner Artenschutzabkommen, ist der grenzüberschreitende Handel mit Elefanten verboten. Ein Staat kann aber auf seinem eigenen Territorium tun und lassen was er will.

Neben Burma fängt auch Indonesien Wildelefanten. Auf Sumatra werden Tiere, die wegen ihres Lebensraumverlustes zum Beispiel in Palmölplantagen eindringen, gefangen und in erbärmliche Lager gesteckt. «Wildfänge wie in Myanmar und Indonesien haben in Asien erheblich zur Bedrohung der Tierart beigetragen», erklärt der international bekannte Elefantenforscher Peter Leimgruber vom Smithsonian-Institut.

Die Zahl der Wildelefanten ist in den letzten Jahren drastisch geschrumpft. Konservative Schätzungen des Smithsonian-Institutes gehen von nur noch etwa 1200 Tieren aus. Andere reden von etwa 1800. Vor zwei Jahrzehnten wurden noch um die Zehntausend geschätzt. Dass es immer weniger werden, daran sind auch die zunehmende Wilderei sowie militärische Konflikte schuld. Aber vor allem ein rasanter Lebensraumverlust.

Für das Überleben aller Elefanten

Laut der Umweltorganisation Global Forest Watch hat Burma zur Gewinnung von Agrarflächen, Bodenschätzen, Holz, Land für Dämme und für den Strassenbau in den letzten 20 Jahren ein Fünftel seiner ursprünglichen Wälder abgeholzt. Zum grössten Teil illegal. Insgesamt wurden 75 000 Quadratkilometer Waldfläche vernichtet. Dies entspricht fast anderthalb Mal der Fläche der Schweiz.

Gelingt es Khyne U Mar und ihrer Forscherinnengruppe, den Ursachen für die Tragödien in der Arbeitselefanten-

Gemeinschaft auf den Grund zu gehen, dann wird dies ein Beitrag zum Überleben aller Elefanten dieses südostasiatischen Landes: «Die Erhaltung einer natürlichen Stabilität der gefangenen Elefantenpopulation ist äusserst wichtig. Wenn es gelingt, die Mortalitätsrate der Kälber zu senken und die Lebensdauer der Tiere zu verlängern, dann schützt dies auch die wild lebenden Elefanten. Es braucht dann keine Wildfänge mehr.»

tageswoche.ch/+zhum

Elefanten statt Maschinen

In Myanmar arbeiten Elefanten vorwiegend in abgelegenen, unerschlossenen Waldgebieten. Dort sind sie den verfügbaren Maschinen überlegen und wirtschaftlicher als teure Technik. Burmesische Arbeitselefanten arbeiten wöchentlich – offiziell – an fünf Tagen. Sonntags und mittwochs, der als Tag der Elefanten gilt, haben sie frei. Die Arbeit beginnt bei Sonnenaufgang und endet gegen Mittag. Nachmittags können die Tiere baden und sich so weit frei bewegen, wie es die Kettenfesseln zulassen. Jeweils ab dem 15. Februar müssen Burmas Elefanten, die in der Holzwirtschaft arbeiten, in gesetzlich vorgeschriebene Ferien. Vier bis fünf Monate während der Trockenzeit werden sie in Ruhelagern gebracht, die tiefer im Wald liegen. Arbeitselefanten bleiben in der Regel ein Leben lang in Ketten.

Vor dem Start in sein zweites Halbjahr als Trainer des FCB erklärt Paulo Sousa, wie ihn ein Basketball-Trainer inspiriert hat und wie er seinen Geist frei für neue Ideen macht.

«Ich mag keine Diktatur ohne Regeln»

von Florian Raz und Christoph Kieslich

Die Liste der Lokalitäten hat er sich schon einmal geben lassen. Jetzt braucht Paulo Sousa nur noch die Zeit und die Musse, um sich sein erstes Jazz- oder Blues-Konzert in Basel anzuhören. Bleibt die Frage, ob das in diesem Frühjahr tatsächlich einmal der Fall sein wird. Schliesslich visiert der 44-jährige Portugiese mit dem FC Basel in Champions League, Meisterschaft und Cup hohe Ziele an.

Zum Auftakt der Vorbereitung auf die zweite Saisonhälfte gibt Paulo Sousa im Interview zwar keinen Blick in die Garderobe frei. Dafür erzählt er, warum sich Führungspersönlichkeiten das Buch «11 Rings» des ehemaligen Basketball-Trainers Phil Jackson kaufen sollten, weshalb man in einem Fussballclub stets in Bergsteigermontur unterwegs ist und wieso er in seiner Arbeit als Trainer immer nach Harmonie strebt.

Paulo Sousa, lassen Sie uns zur Abwechslung mal über Basketball sprechen. Sie sollen diesen Sport lieben. Was fasziniert Sie daran?

Viele Sportarten sind mit Fussball verwandt, so auch der Basketball. Das Konzept der Zonenverteidigung zum Beispiel wurde vom Basketball auf den Fussball übertragen.

Haben Sie selbst Basketball gespielt oder Spiele angeschaut, in denen Ihnen Parallelen zum Fussball aufgefallen sind?

Das haben andere vor mir gemacht. Die Innovation der Zonenverteidigung hat Arrigo Sacchi in den Fussball gebracht. Er war es, der dieses Element am stärksten eingebaut hat. Ich habe als Kind selbst in der Schule Basketball gespielt – und es sehr geliebt. Weil es ein kleines Spielfeld mit weniger Spielern als im Fussball gibt, kannst du auch schneller organisiert spielen.

Aber Sie haben nicht als Center gespielt?

(Lacht.) Weil ich einer der Kleinsten war, habe ich mich im Spiel immer um die Organisation auf dem Feld gekümmert. Bevor

ich Fussballprofi geworden bin, habe ich zunächst als Flügelspieler gespielt. Dann war ich Stürmer oder Spielmacher. Und erst als ich Profi wurde, wurde ich im Mittelfeld zu einem Organisator. Das periphere Sehen wird auf dem Basketballcourt viel weniger gebraucht als im Fussball. Dafür sorgt das kleine Feld dafür, dass du viel schneller Entscheidungen treffen musst.

«Auch ein Spieler, der immer Spässe treibt, kann ein Anführer sein.»

Sie haben uns einmal erzählt, Phil Jacksons Buch «11 Rings» habe Sie in Ihrem Trainer-Dasein sehr inspiriert. Was ist so einnehmend an den Ausführungen des erfolgreichsten Basketball-Trainers der National Basketball Association, der mit Michael Jordan oder Shaquille O'Neill gearbeitet hat?

Mich inspiriert, wie Phil Jackson über seinen Führungsstil schreibt, über Leadership. Mich fasziniert etwa, wie er es geschafft hat, das Maximum aus einem Spieler wie Michael Jordan herauszuholen. Ein Spieler, der seinen Rücktritt vom Rücktritt gibt. Eine Persönlichkeit im Basketball, die als Individuum und mit dem Team eigentlich alles gewonnen hat, was es zu gewinnen gibt. Wie schafft man es, so einem Spieler noch neue Ziele zu setzen? Auch, wie es Jackson gelingt, seine eigene Persönlichkeit zu erkennen. Wie er merkt, dass er meditieren muss, um weniger impulsiv zu agieren und stattdessen auf die Details fokussiert zu bleiben, die in seinem Coaching wichtig sind. Und auch, dass er es geschafft hat, die Spieler selbst zur Meditation zu führen, damit sie besser visualisieren können. Für die USA war das vielleicht normal – in Europa wäre so etwas während seiner Coaching-Zeit kaum denkbar gewesen.

Wobei auch er in den USA manchmal schräg angeschaut wurde mit all den indianischen Riten und fernöstlichen Philosophien, die er in sein Coaching eingebaut hat.

Das hatte vielleicht mit seinen Eltern zu tun, die sehr spirituell waren.

Meditieren Sie selbst, oder haben Sie gar das Team schon von den Vorteilen des Meditierens zu überzeugen versucht?

Nein, mit dem Team habe ich nie meditiert. Ich habe es früher in meiner Karriere als Spieler und auch als Trainer selbst für mich persönlich gemacht. Meditation hilft, um unsere Energien zu reorganisieren und um sich besser ausruhen zu können. Es ist auch ein Weg, um die Intuition anzukurbeln, damit man um die Ecke denken kann. Sie können es Kreativität nennen. Meditation erschafft einen Moment, in dem unser Hirn nichts denkt, in dem es ausruht und sich erholt. Wenn du dieses Level erreichst, kannst du intuitiv kreative Ideen haben, an denen du danach wiederum mit der Logik arbeiten kannst.

Gab es einen Moment in den letzten sechs Monaten, in dem Ihnen so etwas zugeflogen ist?

Ich denke, der grösste Teil von uns Menschen ist rational. Die Intuition kommt vielleicht auch, wenn du liest... Ich weiss nicht, welche Art von Frage Sie mir stellen wollen. Meinen Sie während eines Spiels oder in der Vorbereitung der Spiele? Denn das sind zwei komplett andere Dinge.

Gab es vielleicht im Heimspiel gegen die Grasshoppers, als sie Shkelzen Gashi und Luca Zuffi die Positionen tauschen liessen, einen solchen Moment der intuitiven Erkenntnis?

Bei Zuffi und Gashi war mir eigentlich schnell klar, welche Charakteristiken sie als Spieler haben. Nun ging es darum, Zuffi und seine Teamkollegen zu einer anderen Art von Fussball zu bewegen. Bei Gashi war es dasselbe. Wenn Sie sich erinnern: Wir

haben ihn gleich zu Beginn als Flügelspieler eingesetzt, der in die Mitte zieht. Dann, als wir einige Dinge änderten, haben wir ihn als Spielmacher oder als Stürmer mehr im Zentrum verwendet. Und dann setzten wir ihn wieder auf dem Flügel ein.

Warum dieser Sinneswandel?

Weil er sich gewisse Eigenschaften angeeignet hat, die ihm erlaubt haben, dem Team auf dieser Position zu helfen. Ich denke, Gashi kann weitaus besser zwischen den beiden Positionen wechseln. Luca dagegen ist im Zentrum viel stärker, als er das auf dem Flügel ist. Trotzdem kann er auch auf anderen Positionen eingesetzt werden. Was aber fast wichtiger war: Wie die beiden auf den Positionen mit ihren Vorder- und Nebenleuten zusammengearbeitet haben. Und die Interaktion zwischen Gashi und Zuffi selbst war wirklich, wirklich gut.

Geht das in die Richtung dessen, was Jackson mit seinen Teams angestrebt hat? Dass Spieler bestimmte Vorstellungen vom Spiel haben, die ihnen der Trainer vorgibt, und dass sie selbst auf dem Platz zwischen verschiedenen Lösungen entscheiden können und dann das ganze Team darauf reagiert? Dass die Mannschaft also als selbst lernende Organisation funktioniert?

Noch mal: Der Prozess ist stets im Gang. Seine Wahrnehmung aber hängt immer von den Resultaten ab, individuell und als Kollektiv. Wenn die Resultate der Mannschaft gut sind, werden Sie viel mehr Positives als Negatives herausstreichen. Man geht immer von einem logischen Spielmodell aus, in dem man Grundsätze verfolgt. Unsere Spieler haben in jedem Moment des Spiels und auf jeder Position gewisse Aufgaben. Und sie sollten nicht bloss die eigenen kennen, sondern auch jene ihrer Teamkollegen. Dazu kommt dann die Interaktion zwischen den Spielern, ihre Kreativität, ihre Entscheidungen – ein Freiraum, der meiner Ansicht nach sehr wichtig ist im Fussball. Aber alles geht von einer Logik aus, weil eine gemeinsame Sprache auf dem Platz hilft, eine Kreativität entstehen zu lassen, die von hoher Qualität ist. Es ist ein kollektives Spiel, und deshalb muss man sich gegenseitig beeinflussen, um eine gemeinsame Logik zu erzeugen.

Phil Jackson schreibt, wie er Michael Jordan viel Verantwortung übertragen hat, um ihn vom Einzel- zum Team-sportler zu machen und damit zu einem absoluten Führungsspieler.

Wer ist denn Ihr Jordan beim FCB?

Es gibt mehr als einen Spieler. Weil es unterschiedliche Führungsfiguren gibt. Auch ein Spieler, der immer seine Spässe treibt, kann ein Leader sein. Weil er gewisse Leute anzieht und sie ihm so nahe stehen. Auch ihm kann ich helfen, ein Führungsspieler zu werden. Ich übertrage Verantwortung lieber auf mehrere Spieler, die eine Führungsrolle in der Garderobe ausfüllen können. Jeder von uns hat Führungsqualitäten, die Veranlagung ist beim einen stärker als beim anderen. Mein Prinzip beruht eher auf Beziehungen. Natürlich,

wenn es sein muss, muss man auch streng sein. Aber eine Fussballmannschaft ist für mich eine Mikrogesellschaft, die Regeln benötigt, die jeder kennt und mit denen er sich identifiziert. Ich mag keine Diktatur ohne Regeln, in der eine Person alleine sagt, wo es lang geht. Lieber habe ich es, wenn die Spieler selbst in der Garderobe den Regeln entsprechend Führungsrollen übernehmen – so dass nicht alles an einer Person hängen bleibt.

Aber am Ende des Tages, wenn es Probleme gibt, sind Sie der Chef, der eine Entscheidung treffen muss.

Natürlich, das ist normal. Und ich entziehe mich dieser Verantwortung nie. Ich mag es, Entscheidungen zu treffen.

Und wie verhält es sich nun mit Geoffroy Serey Die? Erklären Sie uns doch bitte, was das Problem zwischen Ihnen beiden genau ist. Gibt es da keine Lösung?

Wir schauen immer, die beste Lösung zu finden, für den FCB, für den Spieler und das Team. Und wenn man sich einig ist, wird es der Club verkünden.

Noch mal: Was ist denn vorgefallen zwischen Ihnen beiden?

Ich denke... (Pause). Ich stelle eine Gegenfrage: Wenn es in Ihrer Familie Schwierigkeiten gibt, dann tragen Sie die nicht nach aussen, oder? Weil es eine private Angelegenheit ist. Wir würden unsere Schwierigkeiten gerne als Familie lösen und wollen die beste Lösung für alle Beteiligten finden. Deshalb werden Sie von mir nie hören, was in meinem Haus passiert.

«Ich lebe und arbeite nicht, um andere Menschen zu beeindrucken.»

Der Unterschied zu unseren Familien ist, dass sich nicht jedes Wochenende ein paar Zehntausend Fans für sie interessieren.

Die Erwartungshaltung unserer Fans ist, dass wir Spiele gewinnen, gut spielen und dass wir ein harmonisches Bild abgeben.

Und etwas Klatsch wollen die Fans auch, Klatsch mögen sie auf jeden Fall. (Lacht.)

Wer sind neben den offensichtlichen Führungspersönlichkeiten wie Marco Streller oder Fabian Frei jene Spieler, die wichtig sind in der Kabine? Gibt es da jemanden, den die Öffentlichkeit gar nicht auf der Rechnung hat?

Das ist etwas, was intern bleiben sollte. Für mich umfasst Leadership nicht alleine das Tragen der Captainbinde. Es geht um Werte, es geht darum, was ein Spieler bereits geleistet hat, um Persönlichkeit und Charakter. Es geht darum, dass jemand die Fähigkeit hat, die anderen mitzuziehen und so die Richtung vorzugeben. Ich selbst bin ein Typ, dem es nicht darum geht, dass mich jedermann mag. Ich habe meine Per-

sönlichkeit, meinen Weg. Dem einen passt das mehr, der andere akzeptiert das weniger. Das ist normal. Darum hilft es, wenn Sie verschiedene Arten von Führungspersönlichkeiten in der Mannschaft haben, denn das bringt alle näher zusammen. So schafft man es, dass alle in eine Richtung ziehen. Ich gebe gerne Verantwortung an andere ab.

Und Sie wollen tatsächlich nicht von allen geliebt werden?

Ich lebe und arbeite nicht, um andere Menschen zu beeindrucken. Ich will ein Leben führen, das so weit wie möglich mit meiner Person und meinen Ideen übereinstimmt, und dabei will ich mich ständig weiterentwickeln. Ich will die Dinge richtig machen, und gleichzeitig andere Menschen und ihre Vorstellungen respektieren. Das ist mein Prozess.

Sie lieben Jazz, haben wir gehört?

Oh ja, Jazz und Blues.

Mit Jazz verbindet man Improvisation. Wie viel Improvisation steckt in Ihrer Arbeit als Fussballtrainer?

Um sich weiterentwickeln zu können, muss man gut vorbereitet sein, und man muss genug Wissen besitzen. Der erste Schritt nach dem Ende meiner Fussballkarriere war, mich für den Job als Trainer vorzubereiten. Sechs Jahre an Universitäten, Reisen durch Europa und um die ganze Welt, um zu sehen, wie es andere machen. Ich habe Zeit investiert in alle Bereiche des Lebens, nicht nur in Trainingsmethoden und taktische Variationen, sondern auch in Leadership und mentale Vorgänge. Das habe ich getan, um die Grundlagen für die Improvisation zu haben. Eine Trainingseinheit vorzubereiten dauert viele Stunden, und während des Trainings erkennt man dann Dinge, die nicht funktionieren und die geändert werden müssen. Wenn man nicht gut vorbereitet ist, dann erkennt man das nicht und man ist nicht in der Lage, die Initiative zu ergreifen, um etwas zu verändern. Wir haben das im letzten halben Jahr ziemlich oft getan.

Was war in den ersten sechs Monaten der schwierigste Moment für Sie?

Es ist wie in jedem neuen Job: Der Anfang ist das Schwierigste. Wenn ein neuer Trainer kommt mit neuen Ideen und neuem Führungsstil, dann muss man sich erst einmal selbst vorstellen. Und das braucht Zeit. Um sich gegenseitig zu verstehen, um sich gegenseitig anzupassen. Und wenn man Dinge verändert, an die man in der Vergangenheit gewöhnt war, dann mögen das die Leute nicht immer.

Und nun, als Wintermeister und Achtelfinalist in der Champions League, ist da alles in Ordnung?

Die Ergebnisse erlauben uns, alles mit Harmonie und Freude zu betrachten. Sie zeigen uns, dass es richtig war, unsere Vision zu Beginn durchzusetzen. Die Aufgabe war es, viele Berge zu erklimmen, um diese Harmonie zu erreichen. Aber in einem Fussballclub hast du immer Berge, die du besteigen musst, um zu wachsen und um die Harmonie herzustellen. Denn es ist die Eintracht im Team, die mittel- und langfris-



tig den Erfolg garantiert. Wenn man ein Ziel erreicht hat, setzt man sich sofort neue Ziele. Wenn man wichtige Resultate erzielt hat, erhöht das die Erwartungen. Und man ist gefordert, diese Erwartungen zu erfüllen. Also muss man versuchen, die harmonische Zusammenarbeit zu pflegen. Das wird von Erfolg zu Erfolg härter und härter. Aber ich mag diese Herausforderung.

Wird es deswegen in der Winterpause Wechsel in der Mannschaft geben?

(Das Interview wurde vor dem Zuzug von Verteidiger Adama Traoré geführt.)

Der Club und ich mögen es nicht, bloss zu reagieren, wir wollen proaktiv sein. Ich vertraue dem FCB. Und wenn wir etwas entschieden haben, werden wir es bekannt geben. Immer mit dem Gedanken, das Kader kompetitiver und vielfältiger zu machen. Immer mit dem Ziel zu wachsen.

«Ich bin hier mit einer grossen Verantwortung angetreten. Es ist nie einfach, einen Sieger-Club zu übernehmen.»

Wünschen Sie sich neue Spieler?

Sehen Sie: Wir versuchen immer, Spieler mit unterschiedlichen Fähigkeiten im Kader zu haben, um mehrere Möglichkeiten zu besitzen, uns auf ein Spiel vorzubereiten. Dieser Club hat in den letzten Jahren gezeigt, dass er immer gut vorbereitet ist. Und dass er es schafft, Spieler wertvoller zu machen. Ich meine das nicht rein finanziell, sondern auch auf die Fähigkeiten der Spieler bezogen. Darum ist es so, dass die Spieler des FCB das Interesse anderer Clubs anziehen. Und deswegen müssen wir immer vorbereitet sein, wenn das passiert.

Gibt es denn derzeit ein konkretes Angebot für einen Ihrer Spieler?

Bis jetzt habe ich davon nichts gehört.

Haben Sie sich eigentlich vor Weihnachten, als Sie daheim waren, das Heimspiel des FC Porto gegen Setubal angeschaut. Ist ja nur ein Katzenprung von Viseu.

Nein, unser Analyst Manuel Cordeiro war dort. Aber es geht noch so lange, bis wir auf Porto treffen, da kann noch so viel passieren. Sie könnten im Januar wichtige Spieler verlieren – oder neue verpflichten.

Und was wünschen Sie sich für die Super League?

Den Titel zu gewinnen. Ich bin hier mit einer grossen Verantwortung angetreten, denn es ist nie einfach, einen Sieger-Club, eine Sieger-Mannschaft zu übernehmen. Von daher ist das eine riesige Herausforderung. Aber ich liebe es, vor solche Herausforderungen gestellt zu werden.

tageswoche.ch/+gqrg

×

Berge erklommen, um Harmonie zu erreichen: Paulo Sousa.

FOTO: FRESHFOCUS

Das Pharmazie-Historische Museum Basel verzeichnet den Grossteil seiner Besucherzahlen an der Museumsnacht.

Medizin und Mystik

Michael Kessler hält nicht viel von der Modernisierung von Museen. Jedenfalls nicht von einem wie dem Pharmazie-Historischen Museum Basel. Als Leiter ist er darauf bedacht, den ursprünglichen Charme des Hauses zu erhalten. «Schliesslich befinden wir uns hier an einem historischen Ort», verkündet er, nicht ohne Stolz, in dem lauschigen Innenhof des Totengässleins 3. An den Altbau-Fassaden rankt Efeu, im Brunnen drehen Goldfische ihre Runden.

Vor mehreren Jahrhunderten gingen hier grosse Persönlichkeiten wie der Buchdrucker Frobenius, der Maler Holbein und gar Erasmus von Rotterdam ein und aus. Erst 1917 wurde das Gebäude verstaatlicht, eine pharmazeutische Anstalt gegründet und 1924 schliesslich das Museum eingerichtet. Den Grundstock dafür lieferte der Apotheker und Lektor

Exotische Tiere und deren geheimnisvolle Ausstrahlung wurden von Apotheken zu Werbezwecken verwendet.

FOTO: ANNIE DAY



Josef Anton Häfältiger, der dem Museum kurz nach der Gründung seine komplette Sammlung überliess. Bis heute ist sie eine der grössten und bedeutendsten der Welt und kann sich mit London oder Heidelberg messen.

«Die Präsentationsform der Ausstellung hat selbst musealen Wert», erklärt Kessler. In einer Zeit, in der viele Museen auf eine pädagogische Ordnung setzen, um eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen, hat Kessler darum gekämpft, dass bleibt, was einst war: eine systematische Ausstellung.

Was aber bedeutet das, und wie faszinierend können alte Pharma-Gegenstände sein?

Ausgestopfte Tiere als Lockmittel

Der Ausstellungsbeginn im ersten Stock lässt den Besucher erst mal stutzen. Manch einer wird sich fragen, ob er versehentlich im Naturhistorischen Museum gelandet ist: Aus der Vitrine blicken einem Tiere wie Schildkröte, Seestern und Alligator entgegen. Ein Phänomen aus früherer Zeit, um Kunden in die Apotheken zu locken, erklärt Kessler: «Der Besucher sollte die unerklärlichen, ausgestopften Tiere im Eingang mit einer unerklärlichen Wirkung von Medikamenten in Verbindung bringen.» Ein Alligator als Zeichen für Wunderheilmittel?

Wer sich hier noch wundert, gewöhnt sich bald an die Skurrilität der früheren Apotheker-Kultur: In Gläsern sind Spinnen, Skorpione und Schlangen als Heilmittel ausgestellt. Aber auch menschliche Leichen wurden zu medizinischen Zwecken verwendet – zum Beispiel Menschenfett als Rheumasalbe.

Noch rätselhafter wird es bei der sogenannten dämonistischen Medizin, bei der Amulette und andere Votivgaben zur Darbringung ausgestellt sind. Doch es ist nicht alles in Glasvitrinen untergebracht: In der ehemaligen Hauskapelle zum Beispiel erwartet die Besucher ein alchemistisches Laboratorium, das stark an die Welt Harry Potters erinnert.

Auch menschliche Leichen wurden zu medizinischen Zwecken verwendet – zum Beispiel Menschenfett als Rheumasalbe.

Im zweiten Stock stehen sogenannte Fayencen, kunsthandwerklich hergestellte Keramik in Form von Vasen als Behälter für Medikamente. Der Besucher lernt: Die Geschichte der Keramik und diejenige der Pharmazie sind eng miteinander verflochten, denn die ersten Kunden von Keramikherstellern waren Apotheker.

Da die rote Farbe damals der Hitze des Brennofens noch nicht standhalten konnte,

fehlt sie in den Bemalungen der Fayencen. Um das zu kompensieren, hat Michael Kessler rote Stühle um den Tisch im Ausstellungsraum gestellt. Es sind diese Details, die seine Leidenschaft zur Ausstellung verdeutlichen.

So erstaunt es auch nicht, dass Kessler bereits seit 27 Jahren Leiter des Museums ist. Der ausgebildete Pharmazeut hat als Student genau in jenen Räume studiert, die heute zum Museum gehören. Ein Eingefleischter, der sein Spezialgebiet nie aus den Augen verloren hat. Doch ist er keinesfalls abgebrüht.

Noch heute leuchten seine Augen, wenn er vor dem anatomischen Atlas von Vesalius stehen bleibt, der als Meilenstein der wissenschaftlichen Medizin gesehen wird. «Dieses Exemplar wurde 1570 an diesem Ort gedruckt und hat epochale Bedeutung», sagt Kessler. Ein weiterer Schatz ist die komplette Hofapotheke aus dem Jahr 1755. Das Museum hat sie 1954 in Innsbruck erworben und in einem extra dafür gebauten Raum untergebracht. Das dunkle Eschenholz hat eine beinahe mystische Ausstrahlung.

Kräuter und Salben

Alles erinnert an früher, an heute erinnert wenig. Als Museumsleiter muss sich Kessler ständig die Frage stellen: Welche Objekte sind in 100 Jahren historisch interessant? Die Mundschutzbehälter, die während der Vogelgrippe gebraucht

wurden? Vielleicht. Zurzeit stammt das jüngste Ausstellungsobjekt der Sammlung jedenfalls aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts.

Der Gegenwart wird das Museum dafür in den regelmässig wechselnden Sonderausstellungen gerecht. Die aktuelle widmet sich der Bedeutung von Radioaktivität früher und heute. Aber auch sonst ist nicht alles museal: So können sich die Besucher auch zeitgemäss per Audio-Guide durch die Ausstellung führen lassen und anschliessend im Museumsladen «Herbarium» Kräuter und Salben kaufen.

Fast die Hälfte der jährlich rund 10000 Besucher verzeichnet das Pharmazie-Historische Museum an der Museumsnacht. Vermutlich liegt das auch an dem besonders für junge Menschen attraktiven Angebot wie der Reagenzglas-Bar oder dem Workshop zum Selbermachen von Handcremen.

Für Letzteres stehen die Besucher schon mal zwei Stunden Schlange. Wer die Zeit lieber nutzen will, um in die wunderliche Welt der Pharmaziegeschichte einzutauchen, dem sei jedoch geraten, das Museum an einem der 364 weniger besuchten Tage im Jahr aufzusuchen.

tageswoche.ch/+supim

x

**Pharmazie-Historisches Museum,
Totengässlein 3. Museumsnacht:
Freitag, 16. Januar 2015, ab 18 Uhr.**

ANZEIGE

EXTRA KONZERT

COLLEGIUM MUSICUM BASEL
DAS SINFONIEORCHESTER

SYMPHONIC KLEZMER SCHWEIZER URAUFFÜHRUNG

ENSEMBLE KOLSIMCHA & COLLEGIUM MUSICUM BASEL

ARIEL ZUCKERMANN Flöte
MICHAEL HEITZLER Klarinette
OLIVIER TRUAN Klavier
CHRISTOPH STAUDENMANN Schlagzeug
DANIEL FRICKER Kontrabass
KEVIN GRIFFITHS Dirigent

Vorverkauf: Kulturhaus Bider & Tanner, Tel. 061 206 99 96, www.biderundtanner.ch, Stadtcasino Basel, BaZ am Aeschenplatz, SBB Basel und weitere Vorverkaufsstellen.
Reduzierte Preise für Kinder, Jugendliche, Studenten.
www.collegiummusicumbasel.ch

DONNERSTAG, 5. MÄRZ 2015
19.30 UHR
STADTCASINO BASEL MUSIKSAAL

Der Slam-poet Lars Ruppel gibt Workshops für das Pflegepersonal, wie man Gedichte vorträgt.

Poesie für den Pfleger

Die beste Chance, als junger Mann angesprochen zu werden, hat man in einem Kreis von demen-tierten Damen. «Sie haben aber tolle Haare», sagt eine ältere Frau zum Journalisten, der zu Besuch in der Tagesstätte im Atrium der Stiftung Basler Wirrgarten ist. «Und ihre Schuhe, wirklich toll.» Wie alt sie denn sei? «Ich? 24.»

Wie führt man dieses Gespräch nun fort? Alles geht. Viele der gewohnten Regeln gelten hier anscheinend nicht. Je direkter man etwas sagt, desto direkter kommt etwas zurück. Wenn man die Frau hingegen fragt, wie ihr die Veranstaltung gefallen hat, in der wir eine halbe Stunde zuvor gemeinsam gegessen haben, wird man wahrscheinlich nicht weit kommen. Deswegen sitzen wir erstmal eine Weile

«Es ist schwierig, für eine Gruppe den richtigen Tonfall zu finden.» Slam-poet Lars Ruppel.

FOTO: LIVIO MARC STÜCKLI



nebeneinander und trinken Früchteteetee, während sie den Erdbeerkekse, den ihr ein Betreuer anbietet, mit der Hand vom Teller greifen will. Warum auch nicht.

Sie wirkt noch etwas aufgekratzt, deswegen vielleicht auch der unverhohlene Flirt. Dabei verwechselt sie den Journalisten mit Lars Ruppel, der heute im Atrium zu Gast ist. Ruppel ist Slampoet und daher Spezialist für Poesie und Humor, Tief- und Unsinn, jede Art von Bühnenpräsenz und für unkonventionelle Arten, sein Geld zu verdienen.

Seit sechs Jahren bietet er Workshops an, wie man Gedichte vorträgt. Oder eben nicht vorträgt, sondern spielt, singt, performt, adressiert, je nachdem, was es braucht, um das Gegenüber zu erreichen. Er unterrichtet Betreuer in Pflegeheimen, Wärter in Frauengefängnissen, Top-Manager, Grundschulkindern.

Im Atrium sind es Menschen, die an Demenz leiden und ihren Alltag nicht allein bewältigen können. Manche haben vergessen, wie man sich die Hände wäscht. Andere haben Schwierigkeiten, zusammenhängende Sätze zu formulieren, und lassen nur vorsichtig Kontakt mit anderen zu.

Beim Stuhlkreis in der Sofaecke merkt man davon nicht viel. Die sieben Damen, die heute anwesend sind, schauen sehr rüstig aus. Umso seltsamer wirkt es, als Lars Ruppel die Performance beginnt. Er gibt jeder Dame die Hand und begrüsst sie ganz besonders. Dann gibt er ein Intro, warum Poesie so schön ist und, sinngemäss, dass sie sich gemeinsam am Leben freuen wollen.

Der Ton macht das Gedicht

Für Aussenstehende, die den Umgang mit Dementen nicht kennen, hört es sich an, als würden Eltern zu ihren kleinen Kindern sprechen. Ruppels Stimme nimmt die Melodie und die Übersorgfalt an, mit der man zu Vierjährigen spricht. «Es ist tatsächlich schwierig, für eine Gruppe den richtigen Tonfall zu finden, um alle abzuholen», sagt Ruppel dazu. «Ich muss langsam sprechen, weil viele demente Menschen Probleme mit dem Sprachverständnis haben.»

Zugleich ist das Programm, das er zusammen mit dem gerade eben geschulten Personal während einer Dreiviertelstunde spielt, ein Hochkulturbündel. Fontanes «Herr von Ribbeck» kommt vor, die «Mondnacht» von Eichendorff, Schillers «Glocke» und die «Ode an die Freude» (gesungen mit Synchronkatschen).

Mit seinen Vortragstechniken gibt Ruppel den Betreuern ein neues Mittel, Kontakt zu den Demenzzkranken aufzubauen. Ziel ist es, dass die Betreuer die Gedichte auswählen und ihre eigene Art des Vortrags finden. Für diesmal hat Ruppel ihnen für jedes mitgebrachte Gedicht eine andere Vortragsweise vorgeschlagen. Erich Frieds «Was es ist» hat er abgewandelt und lässt den titelgebenden Vers «Es ist was es ist / sagt die Liebe» nach jeder Zeile von der ganzen Runde sprechen – «das aktiviert die Erinnerung», sagt er, «und gibt den Leuten ein Erlebnis von Erfolg, wenn sie den Text mitsprechen können».

Bei der Mondnacht fassen sich alle an den Händen, wiegen sich im Takt («die Ähren wogten sacht») und recken Arme und Brust, als es heisst: «Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus / Flog durch die stillen Lande / Als flöge sie nach Haus.» «Der Text wird meist mit dem Tod assoziiert und als Vers für Todesanzeigen verwendet», sagt Ruppel. Er sieht es anders. Für ihn ist das Heimkommen im Gedicht wichtig, weil es bei vielen älteren Menschen das Bewusstsein berührt, dass sie Zeiten und Orte hinter sich gelassen und verloren haben. Eichendorffs Seele, die Flügel spannt, benennt die Bewegung, die sie sich oft wünschen.

«Das ist mal was»

Der Praktikant des Atriums spricht ein Gedicht in der sogenannten Massagetechnik, wie es Ruppel nennt. Auch er geht reihum und berührt jede der Damen so, wie es der Vers nahelegt. Tierchen krabbeln an einem Blütenstengel empor, etwas wird gestreichelt, etwas zwickt. Dann spricht Ruppel die «Glocke», wieder reihum. Die meisten Damen bewegen die Lippen dazu. Eine von ihnen spricht zwei Verse laut mit. Wahrscheinlich hat sie den Text vor 60 Jahren auswendig gelernt und erinnert sich nun daran, während sie wohl zugleich vergessen hat, was sie getan hat, bevor sie sich in diesen Stuhlkreis setzte.

Bei einem anderen Gedicht trifft es sich ungünstig und eine Betreuerin spricht zu einer Dame, die aristokratisch in einem Fauteuil sitzt, den Vers: «... neben ihr 'ne alte Schachtel». «Ah», ruft die Dame aus, «das bin ich!» Der nächste Vers aus dem Gedicht «Dunkel wars», das lauter Gegensätze aneinanderreihet, kommt da schon zu spät: «Zählte kaum erst sechzehn Jahr». «Das bin ich», ruft es weiter aus dem Fauteuil.

Der Betreuerin ist das im Gespräch danach etwas unrecht. Dass eine demenzzkranke Person Ironie kennt und äussern kann, ist selten. Und tatsächlich ist die Dame aus dem Fauteuil in ihrem Humor ganz ungezwungen. Beim Kaffee nach der Gedichtrunde bricht sie unvermittelt in lautes Gurren aus, während es der Frau, die mit dem Journalisten flirtet, gar nicht recht ist: «Also bitte, das geht doch nicht.»

Eine der Frauen scheint besonders fit und hat einen Gesichtsausdruck, als würde sie von einem Theaterabend heimkommen. Die Hand der Gedichtspracher will sie nicht nehmen, wendet sich zwischendurch an eine Betreuerin und flüstert ihr etwas zu.

Beim Gespräch danach stellen sich die Worte heraus, die sie der Betreuerin zugehört hat: «Das ist mal was Tolles, heute.» Für gewöhnlich spricht sie kaum, weil sie Schwierigkeiten mit dem Formulieren hat. Zudem sind ihre motorischen Schwierigkeiten der Grund, weshalb sie den Gedichtsprachern die Hand nicht reicht. Und dann, bei Eichendorff, reisst sie bei der Stelle mit den Flügeln einen Arm hoch. Darüber sind die Betreuer fast so glücklich, wie die demenzz Damen selbst, die am Ende des Stuhlkreises ganz selige Gesichter haben. tageswoche.ch/+anvza ×

Konzert



King Pepe

«Chönnti bitte mitcho, we du mi verlahsch?», fragt Simon Hari alias King Pepe auf seinem neuen Album «70% Wasser», das sich dem Austausch der Menschen widmet. Mundartpop, aber schön schräg. Und in nächster Zeit gleich zweimal in Basel zu erleben: Zunächst am 16. 1. mit Band im Parterre – und dann am 23. 1. am Lyrikfestival im Literaturhaus. ×

16. Januar, Parterre, Basel,
Klybeckstrasse 1b.
• www.parterre.net

23. Januar, Literaturhaus, Basel.
• www.lyrikfestival-basel.ch/

Theater

Hamlet vor Gericht

Vor Gericht steht ein junger Mann, der den Vater seiner Freundin erstochen hat. Wir alle kennen diesen jungen Mann namens Hamlet, der in der gleichnamigen Tragödie selber Ermittler ist. In der Produktion «Please Continue (Hamlet)» von Yan Duyvendak und Roger Bernat in der Kaserne wird dem Mörder oder Totschläger aber der Prozess gemacht. Mit echten Richtern, Staatsanwälten und Strafverteidigern. ×

Vom 20. bis 22. Januar in der
Kaserne Basel.
• www.kaserne-basel.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Kinoprogramm

Basel und Region 16. bis 22. Januar

ANZEIGEN

FRAU MÜLLER MUSS WEG!

jetzt im kult.kino ATELIER

ANKE ENGELKE JUSTUS VON DOHNÁNYI GABRIELA MARIA SCHMEIDE NINA TANDER KEN DUKEN ALWARA HÖFELS

EINE KOMÖDIE ÜBER EINEN ELTERNABEND

Ein Film von Sonke Wortmann

PATHE!

PATHE KÜCHLIN

23. & 25. FEB. 2015 | 19.00 UHR

SCHNITZELBÄNGG

LIVE-ÜBERTRAGUNG

AUS DEM RESTAURANT KOHLMANNS

INKLUSIVE:
1 TAGESEINTRITT FÜR DIE LIVE-ÜBERTRAGUNG
1 BIER, GESPRITZTER ODER MINERAL

10. CHF

MEDIENPARTNER: **ra.ch** basel pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **96 HOURS - TAKEN 3** [16/14 J]
20.00-FR/MO/DI: 14.00^{E/d}
- **UNBROKEN** [14/12 J]
17.00/20.00-FR/MO/DI: 14.00^{E/d}
- **THE BEST OF ME** [12/10 J]
17.00^{E/d}
- **DER KLEINE DRACHE KOKOSNUSS** [4/4 J]
SA/SO/MI: 14.00^D
- **PADDINGTON** [4/4 J]
SA/SO/MI: 14.00^D

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **MARIE HEURTIN** [10/8 J]
16.30-FR/DI: 12.10^{Ov/d}
- **BUONI A NULLA** [16/14 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15-MO: 18.30^{I/d}
MO 18.30 MIT REGISSEUR
- **A PIGEON SAT ON A BRANCH REFLECTING ON EXISTENCE** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 12.20^{Schwed/d}
- **RELATOS SALVAJES** [14/12 J]
14.00/21.00
FR-SO/DI/MI: 18.30^{Sp/d}
- **YALOM'S CURE** [8/6 J]
14.00^{E/d}
- **FRAU MÜLLER MUSS WEG** [6/4 J]
15.30/19.30/21.15^D
- **SILS MARIA** [10/8 J]
15.45-FR-SO/DI/MI: 20.45
MO: 21.00^{7/E/d}
- **TIMBUKTU** [12/10 J]
17.30^{Ov/d}
- **TURIST** [12/10 J]
FR-SO/DI/MI: 18.15
MO: 18.30^{Schwed/d}
- **DIE ÜBERNAHME**
SA: 12.00-SO: 11.00^{Dialekt}
ANSCHLIESSEND DISKUSSION
- **MR. TURNER - MEISTER DES LICHTS** [8/6 J]
SO: 11.00^{E/d}
- **MY OLD LADY** [12/10 J]
SO: 11.15^{E/d}
- **ELECTROBOY** [12/10 J]
SO: 13.15^{Dialekt/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **DURAK - THE FOOL** [16/14 J]
FR/SA/MO-MI: 14.15/20.45
SO: 19.45^{Russ/d}
- **IM KELLER** [18/18 J]
FR/SA/MO-MI: 14.15-SO: 13.15^D
- **THE HOMESMAN** [16/14 J]
FR/SA/MO-MI: 16.00-SO: 15.15^{E/d}
- **MAGIC IN THE MOONLIGHT** [8/6 J]
FR/SA/MO-MI: 16.45-SO: 15.00^{E/d}
- **DAS SALZ DER ERDE** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 18.30-SO: 17.00^{D/Fl}
- **WHAT WE DO IN THE SHADOWS** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 18.45-SO: 17.45^{E/d}
- **MOMMY** [14/12 J]
FR/SA/MO-MI: 20.30-SO: 19.30^{E/d}
- **WINTER SLEEP** [16/14 J]
SO: 11.00^{Türk/d}
- **DANIOTH - DER TEUFELSMALER** [10/8 J]
SO: 11.15^{Dialekt}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
16.00/18.15/20.30^D
- **THE TALE OF THE PRINCESS KAGUYA** [6/4 J]
SO: 13.15^{Jap/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **EOLOMEA** FR: 21.00^D

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **PADDINGTON** [0/0 J]
12.45-SA/SO: 15.00-SO: 10.30^D
- **96 HOURS - TAKEN 3** [16/14 J]
FR-DI: 13.00-FR/SO/DI: 17.45
FR: 22.20-SA/MO/MI: 20.00
MO/MI: 15.15^D
FR/DI: 15.15-FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 17.45-SA: 22.20^{E/d}

ANNIE

[6/4 J]
13.00/15.30-SA/SO: 10.30^D

- **MEIN WEG ZU DIR** [12/10 J]
13.00/15.30-FR/SO/DI: 18.00
SA/MO/MI: 20.30^D
FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/MI: 18.00^{E/d}
- **NACHTS IM MUSEUM - DAS GEHEIMNISVOLLE GRABMAL** [6/4 J]
13.00/18.00^D
- **DER KLEINE DRACHE KOKOSNUSS** [0/0 J]
13.10-SA/SO: 11.15^D
- **HONIG IM KOPF** [6/4 J]
14.00-FR/SO-MI: 17.00/20.00
FR/SA: 22.50-SA: 21.00
SO: 11.00^D

- **UNBROKEN** [14/12 J]
FR/SO/DI: 14.30/20.30-SO: 23.00-MO/MI: 17.30^{E/d}
FR/SO/DI: 17.30-FR: 23.30
SA/MO/MI: 14.30-SA: 20.15
MO/MI: 20.30^D
- **FURY - HERZ AUS STAHL** [16/14 J]
FR/DI: 15.00-FR: 23.00
SA: 23.30-MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15-MO/MI: 15.00^{E/d}

- **DER HOBBIT: DIE SCHLACHT DER FÜNF HEERE - 3D** [12/10 J]
FR/MO: 15.00-FR/SO/DI: 21.00 MI: 18.00^{E/d}
FR/SO-DI: 18.00-SA: 22.45
DI: 15.00-MI: 21.00^D
- **DER HOBBIT: DIE SCHLACHT DER FÜNF HEERE** [12/10 J]
SA: 18.00-MO: 21.00-MI: 15.00^D

- **DER GROSSE TRIP - WILD** [12/10 J]
FR/SO/DI: 15.10-SA/SO: 10.30
SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15
SA/MO/MI: 15.10^{E/d}
- **ST. VINCENT** [12/10 J]
18.00/20.30-FR: 22.45
SA/SO: 10.45^{E/d}

- **THE THEORY OF EVERYTHING** [6/4 J]
18.00^{E/d}
- **WILD TALES - RELATOS SALVAJES** [14/12 J]
FR: 22.45^{Ov/d}
SA/SO: 10.30^{Ov}

- **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 1** [12/10 J]
FR/SA: 23.00^D
- **BIBI & TINA - VOLL VERHEXT!** [6/4 J]
SA/SO: 11.45/15.00^D

- **DIE PINGUINE AUS MADAGASCAR - 3D** [8/6 J]
SA/SO: 15.15-MI: 13.00^D
- **Opera - THE MERRY WIDOW**
SA: 18.55^{Ov}
METROPOLITAN OPERA NEW YORK

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 1** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.00-SO: 14.00^D
SA/MO/MI: 17.00^D
- **EXODUS: GÖTTER UND KÖNIGE - 3D** [12/10 J]
FR/SO/DI: 17.00
SA/MO/MI: 20.15^{E/d}
FR/SO/DI: 20.15-SA/MO/MI: 14.00^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **HONIG IM KOPF** [6/4 J]
18.00-FR-MO/MI: 14.30
DI: 14.00^D
- **DER GROSSE TRIP - WILD** [12/10 J]
15.00/21.00^{E/d}
- **PADDINGTON** [4/4 J]
FR-MO/MI: 17.30-DI: 17.00^{E/d}
- **DER HOBBIT: DIE SCHLACHT DER FÜNF HEERE** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.30^{E/d}
- **Swisscom Carte Bleue Night: THE IMITATION GAME** [8/6 J]
DI: 20.00^{E/d}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **RUSHMORE** [6/4 J]
FR: 16.15^{E/d}
- **EL SUR** [14/14 J]
FR: 18.30^{Sp/d}
- **GHOST BUSTERS** [12/10 J]
FR: 21.00^{E/d}

EL SOL DEL MEMBRILLO 42

SA: 15.00-SO: 12.45^{E/d}

- **LOST IN TRANSLATION** [14/11 J]
SA: 17.30^{E/d}
- **SHANGHAI EXPRESS** [12/10 J]
SA: 20.00^D
- **ED WOOD** [12/10 J]
SA: 22.00^{E/d}

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J]
SO: 15.15^{E/d}
- **DER SPIEGEL** [12/10 J]
SO: 17.30^{Ov/d}
- **MOONRISE KINGDOM** [13/10 J]
SO: 20.00^{E/d}
- **FISH & CAT** [16/14 J]
MO: 18.30^{Farsi/d}

- **THE DARJEELING LIMITED** [14/11 J]
MO: 21.00^{E/d}
- **CORRESPONDENCIA VICTOR ERICE - ABBAS KIAROSTAMI** [16/14 J]
MI: 18.30^{Sp/Farsi}
- **GROUNDOG DAY** [6/4 J]
MI: 21.00^{E/d}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **ST. VINCENT** [12/10 J]
14.30/20.15^D
- **A MOST WANTED MAN** [12/10 J]
17.15^{E/d}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **HONIG IM KOPF** [6/4 J]
FR-SO: 20.15^D
- **DIE PINGUINE AUS MADAGASCAR - 3D** [8/6 J]
SA: 13.30^D
- **MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
SA: 16.00^D

- **MEIN WEG ZU DIR** [12/10 J]
SA: 18.00-MI: 20.15^D
- **PADDINGTON** [0/0 J]
SO: 13.00^D
- **NACHTS IM MUSEUM - DAS GEHEIMNISVOLLE GRABMAL** [6/4 J]
SO: 15.00^D
- **DER HOBBIT: DIE SCHLACHT DER FÜNF HEERE - 3D** [12/10 J]
SO: 17.00^D
- **MULTIVISION: ARKTIS - GRÖNLAND & SPITZBERGEN**
MO: 20.15^D

- **LIESTAL** [12/10 J]
FR/SA: 18.00^D
- **HONIG IM KOPF** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 20.30-SO: 20.15^D
- **BIBI & TINA - VOLL VERHEXT!** [6/4 J]
SA/MI: 13.30-SO: 14.00^D
- **NACHTS IM MUSEUM - DAS GEHEIMNISVOLLE GRABMAL** [6/4 J]
SA/MI: 15.45^D
- **DIE PINGUINE AUS MADAGASCAR** [8/6 J]
SO: 11.00^D
- **DIE ENTDECKUNG DER UNENDLICHKEIT** [6/4 J]
MO-MI: 18.00^D

ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **MEIN WEG ZU DIR** [12/10 J]
FR/SA: 18.00^D
- **HONIG IM KOPF** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 20.30-SO: 20.15^D

- **BIBI & TINA - VOLL VERHEXT!** [6/4 J]
SA/MI: 13.30-SO: 14.00^D
- **NACHTS IM MUSEUM - DAS GEHEIMNISVOLLE GRABMAL** [6/4 J]
SA/MI: 15.45^D
- **DIE PINGUINE AUS MADAGASCAR** [8/6 J]
SO: 11.00^D
- **DIE ENTDECKUNG DER UNENDLICHKEIT** [6/4 J]
MO-MI: 18.00^D

- **SPUTNIK** [10/8 J]
FR-MO: 17.45^{Ov/d}
- **ST. VINCENT** [12/10 J]
20.15^{E/d}
- **PADDINGTON** [0/0 J]
SA/MI: 15.00-SO: 15.30^D
- **MR. TURNER** [8/6 J]
SO: 10.30^{E/d}
- **MARIE HEURTIN** [10/8 J]
SO: 13.15^{E/d}
- **MAGIC IN THE MOONLIGHT** [8/6 J]
DI: 12.15^{E/d}
- **TIMBUKTU** [12/10 J]
DI/MI: 18.00^{Ov/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **RELATOS SALVAJES** [14/12 J]
18.00^{Sp/d}
- **WILD** [12/10 J]
20.30^{E/d}



IN DIESER WOCHE: TRAUERMARSCH FÜR SATIRIKER.



AUFTRITT DER WITZFIGUREN.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 5;
verbreitete Auflage:
23 846 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Danielle Bürgin (Praktikantin),
Yen Duong, Karen N. Gerig,
Simon Jäggi,

Christoph Kieslich, Valentin
Kimstedt, Marc Krebs,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jasmin Schraner (Praktikantin),
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald, Samanta
Siegfried (Praktikantin),
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti, Irene
Schubiger, Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrightto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neumediensbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust

Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistenz), Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

An der Museumsnacht kann man seine eigenen Flip-Flops bauen. Gut für Männer, die im Irrglauben leben, sie können nur geschlossene Schuhe oder Flip-Flops tragen.

Der grösste Flop der Schuhgeschichte

von Valentin Kimstedt

Es gibt guten und schlechten Kult. Deswegen hat der Winter auch sein Gutes. Er erspart uns den Anblick von Flip-Flops. Für den Sommer hat die Herrenmode keine Antworten, besonders in Schuhfragen. Dabei geht es gar nicht um nackte Männerfüsse. Nackte Männerfüsse sind ein Scheinproblem und Flip-Flops eine Scheinlösung.

Zunächst werden 80 Prozent der Männer, wenn es im Sommer warm wird, Sneakers oder Lederschuhe tragen. Die Harten ziehen dazu lange Jeans an, weil Halbschuh mit kurzer Hose ganz schwierig ist. Den Fuss macht das nicht schöner, weil er die ganze Zeit einem Reizklima ausgesetzt ist, was das Scheinproblem vom nackten Männerfuss wiederum verschärft.

Wenn die Männer sich in der Freizeit entspannen dürfen oder wenn es richtig warm wird, ergreifen sie die Flucht nach vorn und ziehen ihre Flip-Flops an. Wobei von Anziehen keine Rede sein kann. Flip-Flops zieht man nicht an, man steht auf sie drauf. Dazu kommt das schlappende Geräusch beim Gehen. Beides zusammen unterstützt die Laid-Back-Haltung des Mannes, der seine Entspanntheit ausstellen will. Sie setzt sich in schlecht sitzenden, eigentlich kurzen, aber überknie langen Hosen fort. Darüber wird ein T-Shirt getragen, das in diesem Umfeld nicht funktioniert, und irgendeine Sonnenbrille.

Lockere Kleidung: ein Imperativ

Der Fisch stinkt vom Fuss her. Aber wer hat der Herrenmode das Problem eingebrockt? Wahrscheinlich liegt dahinter ein gesellschaftlicher Umbruch. Seit man in den 1960er-Jahren als Zeichen für den Bruch mit Konventionen den Schlips abgelegt hat, ist lockere Kleidung zum Imperativ geworden. Jetzt tragen ältere Herren stone-gewaschene Jeans, obwohl sie mit diesem Stil eigentlich nichts am Hut haben, und lassen sie deshalb von ihren Ehefrauen bügeln. Der Zusammenhang zwischen



Im Grunde muss man gar nicht lange diskutieren.

lockerer Kleidung und aufgeschlossenem Charakter: reine Einbildung.

Aber weil man diesen ganzen Modediskurs gegen sich hat, ist es heutzutage schwierig, einen guten Anzug zu tragen, ohne als Büromensch oder Schnösel daherzukommen. Und genauso schwierig ist es, eine gute Sandale zu finden, ohne in die Vollkorn- oder in die Jesusschubblade zu geraten. Dabei sind gute Sandalen die Antwort, weil sie die Ferse umfassen und einen Absatz haben, das wussten schon die alten Griechen. Dazu eine hochgeschnittene Hose, kurz oder lang ganz egal, und der ganze Kerl hat wieder Linie.

tageswoche.ch/+23lxe

×

Flip-Flops gehören zum ältesten Schuhwerk der Welt. Schon die alten Ägypter und Japaner trugen sie, weswegen es hinreissende Bezeichnungen dafür gibt wie Zehentreter und Zehenstegsandale. Die brasilianische Marke «Havaianas» behauptet, in den letzten 50 Jahren über zwei Milliarden Paare produziert zu haben. Und etwas Lokales: Im Rahmen der Museumsnacht, die am 16. Januar ins Haus steht, kann man Spielzeug Welten Museum, das derzeit 3000 Jahre Schuhgeschichte zeigt, seine eigenen Flip-Flops bauen.

Wochenendlich in Maastricht

Holland ist mehr als Amsterdam und Rotterdam. Maastricht hat genauso viel zu bieten wie die grossen Geschwister.

Grossstadt mit Dorfatmosphäre

von **Brendan Bühler**

Etwa sechs Autostunden von Basel entfernt liegt die südlichste und eine der ältesten Städte Hollands. Die Anreise mit dem Auto ist bequem, die Strassen sind gut.

Unterkunft finden wir im **Botel Maastricht**, einem zum Hotel umgebauten Schiff, laut Website das günstigste Hotel in Maastricht. Die Zimmer sind winzig, in manchen hat es nur einen Vorhang zwischen Schlafraum und Dusche/Toilette. Wer damit und mit einem mageren Frühstück leben kann, der ist hier richtig. Das **Botel** hat zusätzlich einen grossen Vorteil: Es ist dem Stadtzentrum sehr nahe. Die Unterkunft ist auf der Maas, die die Stadt in zwei Teile teilt.

Gegessen wir hier gern deftig, zum Beispiel im Café «Ma Van Sloun». Auf der Karte stehen Burger, Steaks und Suppen. Die Tische werden erst bei Ankunft gereinigt, so kann der Gast erahnen, was die Vorgänger verzehrt haben. Das steht im Gegensatz zur Stadt, die blitzblank ist.

Das Lied der Pflastersteine

Auf dem Weg zum Restaurant hat man den Platz **Onze-Lieve-Vrouweplein** passiert. Auf diesem steht eine Kirche mit einem Turm, welcher keine Ziegel auf dem Dach hat, sondern einfach zugemauert wurde. Die Architektur mit den schmalen und tiefen Häusern erinnert ein wenig an England, und das Klappern der Schuhsohlen auf dem gepflasterten Boden sorgt für akustische Untermalung.

Nach dem Essen geht es weiter zur Bar «**Take Five**». Die Drinks sind günstig und grosszügig, die Gäste eine bunte Mischung aus Einheimischen und Austauschstudenten: Denn Maastricht ist Universitätsstadt. Fast 15 000 Studenten beherbergt die Grossstadt, rund 40 Prozent kommen aus dem Ausland.

Gegen Morgen zieht die Gäste weiter in Richtung Klub. Wer Charts-Musik mag, der geht ins «**Il Cavo**», ein Tanzlokal in einem Keller. Wer sich mehr für Konzerte und Techno begeistert, der geht ins «**Muziekgie-**

terij», eine alte Fabrikhalle ausserhalb des Zentrums, wo die Stimmung ausgelassen ist.

Den Samstag starten wir mit einem Einkaufsbummel. In Maastricht hat es unzählige Läden, von den grossen Ketten über kleine hippe Läden wird vieles geboten. Freunde des Shopping kommen voll auf ihre Kosten.

Wer sich eher in Museen wohl fühlt, der geht ins vom italienischen Architekten **Aldo Rossi** gestaltete **Bonniefontenmuseum**, das eine Mischung zwischen alter und zeitgenössischer Kunst bietet.

Der Wirt wählt das Bier

Folgt man nach dem Museumsbesuch der Maas nordwärts, so kommt man zur **Rechtstraat**. Die Strasse verkörpert den Charme Maastrichts: Eine Grossstadt mit dörflicher Atmosphäre. Hochhäuser fehlen, die Strassen sind alt. Dennoch wirkt die Stadt modern und belebt.

Abliegen

Alternativ zum **Botel** eine schöne Unterkunft auf airbnb.ch suchen.

Ausgeben

Der Laden **Sissyboy** bietet Kleidung und Möbel – zu finden im **Markt 55**, einem grösseren Einkaufszentrum.

Anschauen

Eine **Dominikanerkirche** wurde zu einem Café und Buchladen umfunktio- niert – an der **Dominicanerkerkstraat 1**.

Austrinken

Das Bier **La Chouffe** wird unweit von Maastricht gebraut – sehr lecker und in den meisten Restaurationsbetrieben erhältlich.

Am Ende der **Rechtstraat** befindet sich ein besonders empfehlenswertes Café. Das «**Take One**» hat über 130 verschiedene Biersorten, mehrheitlich aus Belgien und Holland. Der Wirt ist ein Original: Die Besucher werden gut und gerne gefoppt. Die Auswahl des Bieres wird auch übernommen, der Wirt fragt nach den Präferenzen und bringt ein passendes Bier. Als kleine Verpflegung kommen ungeschälte Erdnüsse auf den Tisch, die Schalenreste landen auf dem Boden.

Dann meldet sich der grosse Hunger. Im Erdgeschoss des **Grand Café «Au Mouton Blanc»** wird er in heimeliger Atmosphäre gestillt. Nach dem Abendessen lohnt es sich, für einen Absacker zum **Vrijthof** zu gehen. Um den Platz drängen sich dicht Restaurants. Trotz den kalten Temperaturen ist im Freien sitzen kein Problem, in Holland sind Wärmestrahler noch erlaubt.

tageswoche.ch/+u0xi8 ×

Bier und deftiges Essen: Fürs leibliche Wohl ist in Maastricht gesorgt. FOTO: BRENDAN BÜHLER





Sind wir bald fertig hier? Die Kleine rechts im Korb würde lieber spielen, statt Papa Modell zu sitzen.

FOTO: AUGUST HÖFLINGER

Zeitmaschine

Als Fotografenkind auf die Welt zu kommen, das hat Konsequenzen. Es ist sein Schicksal, in allen Lebenslagen flachgemacht zu werden, wie es im Fotografenjargon heisst.

Kinderfreuden im Fotoatelier

von Hans-Jörg Walter

Für Herrn Papa ist es eine Ehrensache, den Nachwuchs gebührend abzulichten und sein Können an ihm zu manifestieren. Sei es für Geschenke für alle Tanten oder als Zeigebuch für die kommerziellen Kunden, tolle Bilder seiner tollen Kinder sind ein Muss für jeden Lichtbildner. Und die lernen auch schnell, wie man sich vor der Kamera zu verhalten hat, das ABC der Posen und Rollen gehört zum Repertoire jedes Fotografenkindes. Meine mussten auch schon für dies und das herhalten.

Das führt dann zu Resultaten wie hier im Bild: Walter Höflinger (1904–1958), Sohn des August (1867–1939) wurde ziemlich ge-

nau vor hundert Jahren im väterlichen Atelier am Auberg 8 fotografiert. Sein Gesichtsausdruck verrät ein mitwiserisches Abwarten, der Vater muss anscheinend mit Rufen oder Grimassen rechts neben der Kamera gestanden haben, um den Kleinen auf dem Karren einen freudigen Ausdruck auf die Gesichter zu zaubern.

Walter kennt das Spiel zur Genüge, ob als Baby im Waschzuber oder als Rotkäppchen im Walde, sogar als Insektenforscher mit lebenden Käfern am Hemd muss er so die Inszenierungen des Vaters mitmachen.

Später wird er das in anderer Form mit seinem Sohn Heinz veranstalten, der als letzter Nachkomme dieser Fotografendy-

nastie sein Geschäft 1991 schloss und das Archiv dem Staatsarchiv nicht schenkte, sondern gegen einen anständigen Batzen veräusserte, den er dann bis zu seinem Tod im Jahre 2002 in die lokalen Wirtschaften investierte.

Weitere Kinderbilder aus dem Hause Höflinger finden Sie in der Onlineversion dieses Artikels.

tageswoche.ch/+jnw4

×

An der Museumsnacht am 16. Januar kann man sich im Staatsarchiv an der Martinsgasse 2 vom Archivfotografen im Stile dieser Ateliernaufnahmen abbilden lassen.

PALLIATIVE CARE IM HOSPIZ DIENSTAG, 20. JANUAR 2015 UM 19 UHR



Das HOSPIZ IM PARK, 1996 in Arlesheim gegründet, ist eine Klinik mit öffentlichem Leistungsauftrag für Palliative Care. In einem wunderschönen Park gelegen, bietet es mit seinen 10 Einzelzimmern Menschen, die an einer fortschreitenden, unheilbaren Erkrankung leiden, medizinische Behandlung, ganzheitliche Pflege und Begleitung. Das Hospiz steht erwachsenen Patienten aller Versicherungsklassen offen.

Das multiprofessionelle Team freut sich, Sie am 20. Januar mit kurzen Referaten zum Thema «Palliative Care im Hospiz» und Rundgang durch das Haus begrüßen zu dürfen. Dr. med. Heike Gudat (leitende Hospizärztin) und Ruth Merk (Co-Pflegedienstleiterin) erwarten Sie.

HOSPIZ • IM PARK
Klinik für Palliative Care

Stollenrain 12 • 4144 Arlesheim
Tel 061 706 92 22 • www.hospizimpark.ch
Tramstation «Arlesheim Dorf» • wenige Parkplätze

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE

www.renault.ch

RENAULT TAGE

0% LEASING AUF ALLE MODELLE



CHALLENGE YOUR PERFORMANCE
**DEALER
OF THE YEAR
2013**
2012
2011

BESUCHEN SIE UNS VOM 22. BIS 24. JANUAR.

Profitieren Sie vom 0% Leasing* mit 0% Anzahlung und anderen einmaligen Angeboten.
Und verpassen Sie unseren Wettbewerb nicht!



Basel: Garage Keigel, 061 565 11 11 – Basel: Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage, 061 308 90 40 – Bubendorf: Auto Recher AG, 061 951 22 66 – Füllinsdorf: Garage Keigel, 061 565 12 20 – Itingen: Ritter Automobile AG, 061 971 60 60 – Muttenz: Garage Stocker, 061 461 09 11 – Nunningen: Garage Erich Hänggi, 061 791 09 11 – Oberwil: Garage Keigel, 061 565 12 14 – Ormalingen: Garage Ernst Buser AG, 061 985 87 87 – Reinach: Birseck Garage, 061 711 15 45 – Sissach: Hediger Automobile AG, 061 971 29 10 – Zwingen: Garage Keigel, 061 565 12 22

*0% Leasing: Nominalzinssatz 0% (0% effektiver Jahreszins), Vertrag von 12–36 Mt., Ratenversicherung inklusive. Beispiel: Captur Dynamique ENERGY TCe 90, Fr. 22500.– abzüglich Prämien Fr. 4500.– = Fr. 18000.–, Anzahlung Fr. 0.–, Restwert Fr. 10876.–, 10000 km/Jahr, 36 x Fr. 209.– (inkl. MwSt.). Oblig. Vollkasko nicht inbegriffen. Finanzierung durch RCI Finance SA (unter Vorbehalt einer Bonitätsprüfung). Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Angebot gültig für Privatkunden bei Vertragsabschluss vom 01.01.2015 bis 31.01.2015.